

Wegbeschreibungen

**Diese Schrift erscheint anlässlich
der Verabschiedung der Professoren
Jürgen von Reuß, Peter Prinz und Gustav Lange.
Sie ist eine Dokumentation der zum
Teil überarbeiteten Vorträge der
Abschiedsveranstaltung
vom 25. 6. 2003**

Impressum

**Herausgegeben vom Fachbereich Architektur,
Stadtplanung, Landschaftsplanung,
Universität Kassel**

**Redaktion/Layout/Satz
Alma Klein**

**Umschlag nach einem Entwurf und Foto von
Helmut Aebischer**

**Fotos im Text stammen aus den Bildarchiven
der jeweiligen Autoren**

**Druck: Uni-Druckerei
Kassel 2004**

**Bezugsadresse:
Infosystem Planung
Universität Kassel
Henschelstr. 2, 34127 Kassel
fon: 0561-8042016
e-mail: info-isp@uni-kassel.de
Internet: www.isp.uni-kassel.de**

ISBN: 3-89117-135-8

Vorwort

Gustav Lange, Peter Prinz und Jürgen von Reuß verstehen sich selbst als stetig Lernende. Damit geben sie uns die Chance, ihnen nachzueifern. Wer allerdings mit der Frage nach Rezepturen zu ihnen kommt, hat keine Chance: kopieren – nein, Selbstverständliches – ungern. So sorgen sie selbst dafür, dass wir ihnen kein Denkmal errichten, vielmehr in ihrem Sinne weiter an neuen Problemen forschen, die sich – auch zufällig – stellen, oder die wir selbständig ausfindig machen. Ein wichtiges Stück Kasseler Profil.

Konsequent darf ich sie nennen. Keine Planung ohne saubere Herleitung. Wem das nötige Fachwissen für Argumente fehlt, kommt ins Schwitzen. Das gilt für Studenten und Co-Betreuer studentischer Arbeiten gleichermaßen! Und es gilt nicht nur in fachlicher Hinsicht. Wer kein Denkmal will, will auch keine Abschiedszeremonie. Erst recht keine ohne Begründung, ohne ‚Konzept‘. Und es gelang! Am 25. Juni 2003 fand die Veranstaltung mit dem Titel „Wegbeschreibungen“ statt, auf der die drei Kollegen gemeinsam mit eingeladenen Freunden ihre Sicht der Dinge dargelegt haben. Das Konzept ging auf, und mit der vorliegenden Schrift dürfen wir es dokumentieren. Es ist eine Station auf dem Wege, ein gemeinsames Innehalten und Beschreiben der Strecke.

Was wir (von dem Tag) noch in Erinnerung haben: drei gut aufgeräumte Professoren, die Ruhe-‚Stand‘ nicht diskutieren, sich dafür aber sehr über Strauch-Pfingstrosen freuen können.

Diedrich Bruns

*Dekan des Fachbereiches 6, Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung
Januar 2004, Universität Kassel*



Inhalt

- 7 **Michael Wilkens** **Formsinn statt Star(r)sinn –
das Kasseler Profil**
- 16 **Hans Frei** **Aspekte einer Naturgeschichte der
Architektur**
- 24 **Michael Herz** **Perspektive am Anfang der Reise**
- 32 **Jürgen von Reuß** **Zwischen Gartenkultur und
Städtebau**
- 47 **Tobias Mann** **Notizen eines Reisenden**
- 51 **Gustav Lange** **Wegbeschreibung**
- 57 **Peter Prinz** **Technik im universitären Studiengang
Landschaftsarchitektur/Landschaftsplanung**
- 62 **Christian Heinemann** **Auf dem Weg**



Foto: Michael Wilkens

"No smoking"

Eingang zum Bataille-Monument auf der documenta 11, 2002

Formsinn statt Star(r)sinn – das Kasseler Profil

Michael Wilkens

In den späten 70er Jahren fand ich in einer Zeitung einen Text von Walter Benjamin über ein Bild von Paul Klee, das Angelus Novus heißt. Er schrieb ihn in seinem letzten Jahr 1940. Dieser Text, den ich damals in meinen Skizzenblock abgeschrieben habe, hat mich seither immer begleitet. Aber in letzter Zeit habe ich das Gefühl, dass ich ihn eigentlich erst jetzt, in diesen neoliberalen Zeiten, richtig verstehe:

"Der Engel der Geschichte muss so (wie auf Klees Bild) aussehen: Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm (...) treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm."

Ein starkes Bild: Der Fortschritt, der unaufhörlich neue Trümmer produziert. Überall Schrott, fallende Grenzen, Tabu-Brüche, in Trümmer gegangene Ideale. Die Geschichte verliert ihre Kon-

turen. Und ich habe den Eindruck, dass auch wir Architekten uns zunehmend an der Zertrümmerung und Auflösung von allem, was noch „in Form ist“, beteiligen, und zwar in gleichem Maße, wie wir zu Ruhm und Erfolg kommen. Bezeichnend dafür ist ein gewisser Zynismus, der sich in unseren Kreisen breit macht, der gleiche übrigens, den man auch bei Politikern, Wirtschaftsbossen und Investoren antrifft und der sich z.B. darin äußert, dass das Wort „moralisch“, wenn überhaupt, nur als Negativ-Attribut gebraucht wird. Eine gewisse Skrupellosigkeit, solange sie geschäftsfördernd ist, gehört zum guten Umgangston und weist den wahren Macher aus, den „kreativen Zerstörer“, wie der Ökonom Alois Schumpeter den wahren Unternehmer bezeichnet hat. Das trifft es! Auch die Architekten sind kreative Zerstörer geworden. Diese Zerstörung nennt man Innovation, oder sogar Vision, in der Politik: Reform! Aber eigentlich geht es doch immer nur um kreative Zerstörung, um De-formation und um das Anhäufen von Geschichtstrümmern.

Nun würde ich mich darüber nicht weiter echauffieren, solange es um wenige Stararchitekten und um ein paar architektonische Events gehen würde. Aber diese Beispiele machen leider Schule, auch Hochschule, und die zerstörerischen Visionen im Alltagsgeschäft, das allenthalben praktizierte Ex und Hopp, die innovativen Verren-

1

Benjamin, Walter: Über den Begriff der Geschichte. In: Ein Lesebuch. Michael Opitz (Hrsg.), Frankfurt/M. 1996.

kungen bei jeder kleinen Planungsaufgabe: Das sollten wir Veteranen schon kritisieren. Die bildenden Künste haben diese Moderne längst verlassen. Und ich finde, wir Kasseler waren da – wenigstens vor der Wende – auch schon weiter. Natürlich war auch manches von heute aus gesehen viel zu klassenkämpferisch verquast. Aber es lohnt sich, unter diesem Aspekt noch einmal zurückzuschauen. Das jedenfalls will ich hier tun.

Dazu muss ich vorher kurz auf ein Thema zurückkommen, das mich ganz am Anfang meines Berufslebens schon einmal beschäftigt hat: Die *Form!*². Von Formen spreche ich in diesem Zusammenhang in dem in der Philosophie gebräuchlichen Sinne: Mit Form ist hier nicht ein einmaliges, ästhetisch wahrnehmbares Ereignis gemeint, sondern eine gebräuchliche, weil bewährte Rezeptur, ein Handlungsmuster, nach dem verfahren werden kann und das dann ähnliche Erscheinungsformen generiert.

Die Form ist also selbst noch kein Design, kein Original, auch noch nicht „der Inhalt“. Sie ist das Resultat all der Dinge, die nach diesem Muster üblich sind, sie ist ein „Begriff“. In diesem schönen deutschen Wort kommt zum Aus-

druck, dass sie mit dem Reich der alltäglichen Erfahrung verknüpft ist. In den 70er Jahren fand man in städtebaulichen Plänen, in den unbennbaren Zwischenräumen zwischen den Solitären, fast immer den geschraubten Terminus: „Kommunikationszone“. Das war eben keine Form, weil sie an keinerlei Erfahrung und Usus anknüpfte. Aber mit „Straße“ ist eine komplexe Form beschrieben, die noch sehr verschiedene Inhalte haben kann. „Straße“ ist eine Form und ein Begriff mit verschiedenen technischen, ästhetischen und sozialen Inhalten. Deshalb ist dieser Form-Begriff praktisch, weil er nicht umstandslos seinen Gegenstand auf das ästhetisch Wahrnehmbare verkürzt.

Der Zusammenhang von der Form und ihren variierenden Erscheinungsformen löste sich historisch erst in dem Moment auf, wo die Produktion von Erscheinungsformen zur Aufgabe von Experten wurde und wo die neuen Wissenschaften und ihre Erkenntnisse tatsächlich ständig neue Form-Erfindungen nötig machten: Ganz anders als die Bau- und Handwerksmeister zuvor, hatten die neuen Bauexperten keinen Respekt mehr vor überlieferten Formen. Im Gegenteil: Sie mussten ihr Existenzrecht durch den Fortschritt beweisen und Benjamins zerstörerischen Sturm entfachen. Denn das, und nur das, ist eine Nachricht und wird berühmt und marktgängig, was die bekannte und vertraute Form fortschritt-

2

Michael Wilkens: Die Angst vor den Formen – Zu einer Theorie kollektiven Problemlösen. In: Bauwelt, 22. Juni 1973

lich deformiert. Dieses Gesetz maximaler Auffälligkeit hat die Künstler und Architekten seit Beginn der fordistischen Industriezeit dann auch so stark beeinflusst, dass sie sich „Les Fauves“, also „die Wilden“ oder einfach „modern“ nannten. Seither musste man, wenn Architektur zum Ereignis und zur Nachricht werden sollte, immer die vertraute und heimatliche, gewohnte Form **zerstören**; z. B. statt des bewährten Steildachs das damals noch ganz unbewährte Flachdach propagieren.

Aber gab es wenigstens in der *Ersten Moderne* noch all die neuen Techniken (z.B. die Straßenbahnen, die Fahrstühle, die Fahrräder, die Automobile), Baustoffe (z.B. die Dachpappe) und Bauaufgaben, die das Abweichen von den alten Formen ja auch erforderte, so ist das heute so direkt und unmittelbar nicht mehr der Fall, weshalb dieser *Zweiten Moderne* auch das Begeisterte, Heroische der damaligen Formzerstörung abgeht. Allzu deutlich wird jetzt, dass all diese Architektur-Events eben nur Teil eines *Marketing*s sind, das die Architekten, ob sie wollen oder nicht, zu Stars und *Möchte-germ-Stars* macht. Die gleiche Entwicklung von Kunst zum Kunst-Event hat schon die bildenden Künste total korrumpiert. Was eben noch subversiv und verstörend war, wurde so unversehens zu fader Ware und zum Teil einer Selbstinszenierung. Der harte Markt zwingt nun auch jeden Architekten,

wie schon vorher die Künstler, selbst auf Star zu machen und das heißt, systematisch und immer von den altbewährten Formen abzuweichen. Es genügt heute schon nicht mehr, eine schwarze Bert-Brecht-Kleidung zu tragen, man muss auch immer das Unerwartete, Ungewöhnliche, absolut Coole produzieren und in Preisgerichten fördern. Diese obercoole, leicht zynische Haltung von ganz normalen BDA-Kollegen nenne ich: **Star(r)sinn**.

Solcher Star(r)sinn sieht in einem Entwurf mit eingezäunten Gärten nur die spießige Verhinderung eines zusammenhängenden Grünraums, er bespöttelt jedes Steildach als altbacken, er macht visionäre Vorschläge, wie etwa den, die Amsterdamer Grachten für mehr Verkehrsfläche zuzuschmeißen; kurz: Er diffamiert permanent die Gefühle der kleinen Leute, das Übliche und das Vergangene als muffig und kitschig. Denn dann ist man hipp! Das Publikum, jedenfalls das, das zu entscheiden hat, erwartet das von seinen Architekten. Ich zitiere aus ELLE, der Zeitschrift für die Dame mit Vermögen (die Überschrift zu einem Artikel mit Geschäftshäusern von Koolhaas, Piani, Chipperfield, Teranni, Foster u.a.): „*Das neue Traumpaar heißt: fashion-label & stararchitekt. Eine glückliche Kombination, die den Konsumtempel zu einem Kulturgut erhebt*“. Ja, da weiß man jetzt, wo der Hammer hängt. Potentielle Auftraggeber erwarten es so. Sie wollen von

uns Visionen und immer wieder Visionen! **Und so kommt es, dass diejenigen, die von Berufs wegen eigentlich dazu da wären, die Wohnumwelt wohnlich, gewohnt und brauchbar zu erhalten, die Bewohner immer öfter in die zugigen Zwischenräume ihrer realisierten Visionen stoßen.**

Wenn man mir zustimmt, dass das nicht wünschenswert ist: Was ist dann dagegen zu tun, besonders hier, wo Architekten ausgebildet werden? Mir scheint, dass wir hier von den bildenden Künsten lernen können, die schon länger unter solchem Star(r)sinn leiden und sich heute zunehmend davon abwenden. Dort gibt es eine Bewegung weg von der selbstreferentiellen Kunst, hin zu verständlichen, mitteilenden, agitierenden Dokumentationen, Anklagen und Hinweisen auf Probleme, die der Markt nicht lösen kann. Was dieser Kunst dann auch sogleich den Vorwurf „statt Kunst, Volkshochschule“ von der etablierten Feuilletonkritik eingetragen hat. Typisch ein Kunstwerk auf der letzten documenta, das mit den meist türkischstämmigen Bewohnern eines Kasseler Quartiers gebaut wurde und gleichzeitig eine Lehrveranstaltung über den französischen Philosophen Bataille war, mit selbstgebauter Bibliothek, Ausstellungsraum, Seminarraum und Imbissstube. Immer Inszenierungen, die vom Künstler fort auf ein Drittes verweisen. Immer eine Haltung, die Catherine David mit „Interesse“ (im Sinne von Teilnahme) bezeichne-

te. Zwei norwegische Künstlerinnen, Ingrid Book und Carina Hedén, denen kürzlich eine Ausstellung im Museum für Moderne Kunst in Oslo gewidmet war, stellten dort eine nachgebaute Gartenlaube von Leberecht Migge ins Museum, zeigten einen Film über die Miggeschen Gärten in der Römerstadt und luden Heidrun Hubenthal ein, dort über die Selbstversorgergärten Migges, über die sie mit Jürgen v. Reuß geforscht hat, einen Vortrag zu halten. Auch da wieder die Abkehr von der Egozentrik des Oeuvres zu mehr Mitteilung. Der spöttische Titel Volkshochschule trifft diese neuen Künstler jedenfalls wenig.

Das Interesse für Aufgaben und Probleme, die der Markt verursacht oder die er nicht lösen kann, diese latent politische Haltung, erinnert natürlich stark an das, was die Studenten und wir hier vor allem in den 80er Jahren gemacht und verfolgt haben. Auch wir betrieben die Abkehr von zu viel Subjektivität und die kritische Teilnahme an der banalen Realität. Man denke nur an die sicher zuweilen übertriebene Ablehnung von so genannten Meisterklassen, oder das Ausbildungsideal des problembezogenen Spezialisten und die Betonung von Teamarbeit. Gegenstand studentischer Projektarbeit war nicht das originale Design, sondern die ganze Aufgabe in ihrer komplexen technischen, ästhetischen und sozialen Problematik. Mit andern Worten, die Form, der Brauch, und was daran zu verbessern und

weiterzuentwickeln wäre. Dabei konnte es auch zu Erfindungen kommen, wie etwa der, die eine Gruppe unter Jürgen v. Reußens und meiner Betreuung 1990 für das Parkierproblem in der Fuldaer Aschebergsiedlung vorgeschlagen hat: „**Laubengaragen**“, eine praktische Verbindung von Garagen und Mietgärten, eine neue Form **ohne** Tradition. Ich finde das ein schönes Beispiel: Denn das Ergebnis der Formarbeit ist - selbst im Falle einer Innovation wie hier - dennoch nicht originelles Ereignis, sondern zeitlos richtig und objektiv. Es ist von vielen und niemandem entworfen. Ich möchte am Schluss **vier Aspekte** dieses „Kasseler Profils“ verdeutlichen.

1. ging es uns um mehr **empirisches Arbeiten**. Wir müssen die Form, also das Problem und seine Kriterien erst **lernen**, und zwar nicht nur ihren ästhetisch wahrnehmbaren Teil, sondern auch ihren sozialen und symbolischen Gebrauch. Wenn ich es richtig verstanden habe, gingen auch Fabio Reinhardts Übungen zum „analogen Entwerfen“ in diese Richtung. Warum ist eine Form so, wie sie ist? Was ist an ihr das typische? Und ist sie noch bequem und kostengünstig oder müssen wir sie an neue Gegebenheiten anpassen? In den 70er Jahren habe ich mit einem alten Freund, dem Frankfurter Stadtplaner Nikola Dischkoff, und einer studentischen Projektgruppe hier aus Kassel ein Wettbewerbsverfahren entwickelt, das die „Entwurfsmenge“, z.B. 150 Kon-

zeptentwürfe im Format DIN-A3 nutzte, um auf statistischem Wege, per Faktorenanalyse, die darin typischen Formen zu ermitteln. Statt immer gleich „den besten Entwurf“ aus dieser Menge herauszufischen, sollte erst einmal das Reich der Möglichkeiten auf die in ihm enthaltenen Lösungsformen und die sie unterscheidenden Kriterien untersucht werden. Die Bauherrenschaft, die „Problemöffentlichkeit“, sollte erst einmal herausfinden und entscheiden können, welche Form sie überhaupt will. Denn die Formen lassen ja nur verschiedene Inhalte, d.h. verschiedene Vor- und Nachteile zu. Und eine Alleskönner-Form mit allen Inhalten zugleich, eine Form nur mit Vorteilen, gibt es nicht.³

Bezeichnenderweise hat die Architektenkammer damals diesem so genannten Dietzenbacher Wettbewerbsmodell seine Zustimmung verweigert, weil man darin einen Angriff auf die künstlerische Originalität sah. Und der BDA erklärte Dischkoff, dass er aus dem BDA ausgeschlossen wäre, worauf Nikola Dischkoff in einem Brief höflichst darum bat, ihn doch erstmal in den BDA aufzunehmen, bevor man ihn rauschmeißt!

³

*Nikola Dischkoff, Michael Wilkens:
Einführung der Öffentlichkeit beim
Ideenwettbewerb – das "Dietzenbacher
Modell". In: Bauwelt 15, 22.4.1977*

2. ging es darum, **Interesse** für die banale Gegenwart und für die "Nutzer" zu wecken, die sich die neue Umwelt „aneignen“ können sollten, um im damaligen Jargon zu bleiben. Und dazu musste man beispielsweise nicht nur genau studieren, wozu und wie Balkone genutzt werden, bevor man Balkone entwirft: also dass sie z.B. zeitweise auch als Abstellraum genutzt werden, oder dass man keine unfreiwilligen Mithörer haben möchte usw. Noch viel hilfreicher konnte der unmittelbare Kontakt zu den Opfern der Planung sein. Weshalb oft eine **Bürger- oder Nutzerbeteiligung** organisiert wurde. Wir feiern in drei Wochen den 20-jährigen Geburtstag einer Wohnanlage an der Dönche, die zuerst im Rahmen der documenta urbana in studentischer Projektarbeit und später mit solcher Planungsbeteiligung entstanden ist.

Wir, die daraus hervorgegangenen Baufrösche, haben in jenen Jahren mehrere solcher Gruppenprojekte betreut. Alle diese Projekte zeichnen sich durch solche Formobjektivität aus. Sie sind nicht originell, aber dafür um so wohnlicher. Und die Bewohner sind stolz darauf, denn sie können sie auch als ihr Werk betrachten. Ein Architekt, der später in ein Baufrosch-Haus an der Dönche zog, sagte mir, er hätte das Haus nur gekauft, weil es **kein** Architektenhaus wäre. Wahrscheinlich sollte das eine kleine Spitze gegen die graue Architektenmaus Wilkens sein,

aber es war das größte Kompliment, das er mir machen konnte. Wir hatten etwas Zeitloses gemacht, das er sich noch durch Gestaltung aneignen konnte!

Ich will nur am Rande erwähnen, dass zu diesem Aspekt auch die von Pierre Bourdieu dargelegte Erkenntnis gehört, dass es den „guten Geschmack“ ja per se nicht gibt, sondern nur den Geschmack der Klasse mit seit Generationen – wie er es nennt – hohem symbolischen Kapital.⁴ Das sollte uns als den Experten des guten Geschmacks doch zu denken geben, jedenfalls solange wir Stadtquartiere planen. Die Klarheit der ästhetischen Form, z.B. in der Musik, "Das wohltemperierte Klavier" von Johann Sebastian Bach, ist jedenfalls nicht jedermanns Schönheitsideal. Angehörige symbolisch weniger qualifizierter Schichten präferieren laut Bourdieu Chachaturians Säbeltanz. Die Stadt und unsere Gesellschaft lebt doch aber vom Multikulti und der Widersprüchlichkeit der Geschmäcker. Als Stadtplaner müssen wir also dafür sorgen, dass auch die „schlechte“ Architektur zum Zuge kommt. Man könnte auch sagen, wir brauchen in der Planung mehr Humor!

3. war **„Behutsamkeit“** bekanntlich ein Kriterium solcher Formarbeit. Damit war Sorgfalt im

⁴

Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Frankfurt/M. 1982

Umgang mit den Beständen gemeint. Damals hatte man noch die verheerenden Flächensanierungen in schlimmer Erinnerung. Später kamen die aufgegebenen Betriebe und Kasernengelände: Formarbeit hieß hier, sorgsam mit Baumbeständen, mit ehemaligen Betriebsstraßen, mit Feldwegen, mit alten Fabrikations- oder Panzerhallen umzugehen, mit noch vorhandenen alten Wohnhäusern, neuerdings auch mit Altbeständen der 80er Jahre, die schon zur Disposition gestellt werden. Man kann diese Haltung auch etwas pathetisch mit **Demut** bezeichnen. Zum Beispiel, die wunderschönen Klinkergebäude hier auf dem Henschel-Gelände, die für alte Henschelaner wie meinen Schwiegergroßvater so viel bedeuteten. Sie wurden per Architektenentwurf und Preisgerichtsurteil, trotz aller Gegenentwürfe, z. B. unseres guten Kollegen Peter Jockusch, kurzerhand weggeplant. Klinkermauern, die nie wieder kommen! Kreativer Zynismus der Macher. Das ist bald ein viertel Jahrhundert her. Aber noch heute machen wir die bittere Erfahrung, dass man mit solchem „passiven Entwerfen“, wie wir Baufrösche das auch nennen, bei Wettbewerben immer noch leicht hinten runterfällt. Man hat bei solchen Aufgaben schon manchmal den Eindruck, an einem Wettbewerb für Plakatkunst oder Grafik-Design teilgenommen zu haben. Denn Altbestände wirken wie widerspenstige Äste im Holz, das gehobelt werden soll; sie

verhindern den Glattschliff, das große Plakat, das so genannte „Leitbild“. Die Konkurrenz, die sich durch solche Skrupel ebenso wenig beirren lässt wie die Stars in den Preisgerichten, holt dann, wie etwa am Frankfurter Schlachthof oder neuerlich in Hamburg, mit großer, konsistenter Geste den 1. Preis. All das störende Alte, kürzlich sogar die nur 20 Jahre alte Schule, in der die Jury tagte, ist weg und auf die Bühne tritt: das Neue, das architektonisch geliftete Event. Jeder Bau der Gehry, Libeskind, Nouvell, Foster, Prix usw. sucht diesen Auftritt. Das Alte stört. Kreative Zerstörung! Die Arbeit an der Form widersetzt sich solchem Star(r)sinn und sucht mit Fantasie und passiver Eleganz das Neue im Alten.

4. war natürlich der Zusammenhang von Gebäude und Freiraum oder öffentlichem Stadtraum, die **„Wechselwirkung zwischen Gebäude und Umwelt“**, wie wir es in die Kasseler Prüfungsordnung schrieben, ein wichtiges, vielleicht das wichtigste Element dieses Profils. Die Ergebnisse der Architekten sollten sich immer diesem größeren Zusammenhang unterordnen. Von heute aus gesehen ist es nicht verwunderlich, dass die Entwurfsarchitekten der damals noch gemeinsamen OE (Organisationseinheit) 6 gegen die Verkoppelung mit den Stadt- und Freiraumplanern protestierten und in Wiesbaden die Teilung durchsetzten. Sie nahmen nur die allgemeine Entwicklung vorweg. Denn die heutigen Pro-

dukte internationalen Star(r)sinns sind konvexe Solitäre: Sie sind rund und aufgeblasen wie die Holzverschindelte Gallenblase von Sir Norman Foster mitten in der Altstadt von St. Moritz oder zähflüssig und aus Blech wie der Gebäudebrei von Frank Gehry an einem Prager Stadtplatz. *(Redner lässt zur Illustration einen Slymy aus der Hand tropfen.)* **Der neoliberale Star(r)sinn de-gradiert den öffentlichen Freiraum zur Dis-tanzfläche seiner Hochglanz-Solitäre.**

Das wäre ja alles noch kein so großes Unglück, solange diese *Events* sich wirklich nur auf die Konsumtempel, die Kunsttempel und die großen Sportstadien bezögen. Für die Stadt Bilbao war Gehrys Guggenheim-Solitär, in dem ganze 50 Kunstwerke ausgestellt sind, 30 davon Pappmodelle von ihm selbst, wirklich die Rettung. Und der Berliner Tourismus zehrt immer noch von den eitlen Architekten-Kreationen am Potsdamer Platz. Aber ich sehe die Folgen für die alltäglichen Aufgaben: für die normalen Umwelten, für die kleinen Städte und erst recht für das, was heute in Indien oder in der Türkei oder in Bulgarien gezeichnet und gebaut wird. Sogar meine kubanischen Kollegen schielen schon nach diesen aufgeblasenen Star(r)sinnsproduktionen. Da hoffe ich auf eine Architekturlehre, die hier wieder zwischen dem einmaligen Event und dem Alltag zu unterscheiden lehrt. Hierbei gilt es aber, einem häufigen Missverständnis vorzubeugen.

Denn meine Unterscheidung von Event und Alltag klingt fast wie die von Monument und Haus, wie sie Aldo Rossi und Snozzi immer wieder bemüht haben. **Architektur-Events sind aber keine Monumente.** Und unsere Stars, auch die wirklichen Könner, können keine Monumente mehr kreieren. Monumente gehören nämlich ins Reich der von Jean-Francois Lyotard so genannten großen Märchen, der Ideologien, die diese Zivilgesellschaft schon hinter sich gelassen hat.⁵ Wir haben keine Götter, keine Monarchen und gottlob auch keinen Führer mehr. Deshalb kann es auch keine zentrale, allgemein gültige Architektur mehr geben. Jeder, der heute an einem symbolisch zentralen Ort bauen will, wird hier leicht sein blaues Wunder erleben. Man muss hier **al-len** gerecht werden. Gustav Langes „Treppe“ auf dem Königsplatz war gut, und wäre gut geworden. (Das sage ich mit Überzeugung: Schließlich war ich in der großen Versammlung in der Commerzbank damals der Sprecher der Pro-Seite!) Sie wäre gut geworden, wenn man, ja, wenn man sie, so steinern und stolz wie sie ursprünglich war, **von königlicher Stelle hätte dekretieren können.** Aber königliche Bauherren gibt es nicht mehr, und ein halbes, hölzernes Monument auf einem Königsplatz ist eben gar keines. Auch bei der Diskussion um das Berliner Stadtschloss

⁵

Jean-Francois Lyotard: Das Post-moderne Wissen. Frankfurt/M. 1982

war die Forderung der Architektenschaft, an diese symbolisch zentrale Stelle ein Monument **heutiger** Architektur zu setzen, deshalb so ahnungslos naiv. Ein Monument ist eben etwas anderes als ein heutiges Architektur-Event. Es setzt **ein** Publikum mit **einem** Glauben voraus. Monumente waren die kunstvollen Modelle dieser allgemein gültigen Weltsicht. Deshalb werden die wiederaufgebauten Schlossfassaden, über die sich die Architekten jetzt so aufregen, etwas vollkommen anderes als ein gefälschtes Monument sein, dafür aber ein Abglanz, ein „Ahnenbild“ jener hierarchischen und naiven Welt, die nie wiederkommt, die aber unsere Geschichte ist. Nur der heute verbreitete Star(r)sinn kann so dumm und so arrogant sein zu glauben, er könne ein zeitgenössisches Monument bauen! Wir können es nicht mehr. Und das ist gut so.

Was wir können, ist, dem „Engel der Geschichte“ weniger Trümmer vor die Füße zu schleudern. Hier, von den Hochschulen, muss es kommen. Nur von hier und nur von den Jungen kann diese andere Berufsethik ausgehen: mehr Demut, mehr Vorsicht, mehr Humor und Angemessenheit! Wohlgemerkt: Es geht nicht darum, statt des Kaisers neue Kleider jetzt die alten wieder hervorzuholen. Das ist leider dann immer die negative Postmoderne, wie sie mein sonst so hoch geschätzter Kollege Kollhoff jetzt wieder versucht. Es geht aber nicht um eine andere, kon-

servative Ästhetik, das ist das Missverständnis. Es geht um eine andere Praxis, **das Arbeiten an der Form, die noch taugt, und das Überarbeiten der Formen, die nicht mehr taugen**. Das sollten wir üben, und lehren. Objektives Entwerfen! Die Wohnlichkeit des Gewohnten! Deshalb brauchen wir eine Architekturlehre, die jedenfalls in mancher Hinsicht der ähnlich ist, die wir damals aufgebaut haben, **die den Formensinn fördert und den Star(r)sinn als solchen bloßstellt!** Dennoch freue ich mich über manche Neuerung, die hier von Jüngeren eingebracht wurde. Das wurde ja auch dringend Zeit.

Aber dieses bald zwanzig Jahre alte Kasseler Profil: Darin steckte Zukunft! Ich fände es gut, wenn es weiterentwickelt würde.

Prof. Michael Wilkens lehrte von 1974 bis 2000 als Architekt an der Universität Kassel

Aspekte einer Naturgeschichte der Architektur

Hans Frei

Idealisierung, Dominanz und Konvergenz sind drei Optionen für den Umgang der Architekten mit der Natur. Die Konvergenz ist heute auf Grund neuester bio-wissenschaftlicher Forschungen aktuell geworden. Doch in Wirklichkeit handelt es sich um eine Option, auf die sich schon Giovanni Battista Piranesi im 18. Jahrhundert bezogen hatte, bevor es technisch möglich war, sie umzusetzen. Nicht zuletzt wird durch die Konvergenz von Natur und Architektur auch das Verhältnis von Architektur und Landschaftsarchitektur neu definiert.

Architekturgeschichte ist – entgegen dem, was man gemeinhin annimmt – mehr als bloß eine systematische Sammlung, Beschreibung und Gliederung der Vergangenheit der Architektur. Sie greift auch auf die Zukunft über und beeinflusst die kommende Architektur. Bis ins 18. Jahrhundert wurde sie benutzt, um an der Autorität ewig-gültiger Idealvorstellungen festzuhalten, danach um die Richtung des Fortschritts zu bestimmen. In beiden Fällen kommt die Natur als Referenzobjekt vor. Sie war das Vorbild für die architektonischen Idealvorstellungen ebenso wie von ihr später mittelbar die wissenschaftlichen Voraussetzungen für den Fortschritt hergeleitet wurden. Insofern hat sich die Architektur von einer idealisierten „zweiten Natur“ zu einer expliziten Form von Dominanz über die Natur entwickelt. Das Interesse an der Natur steigt, je künst-

licher die Welten sind, an denen Architekten heute arbeiten.

Zur Fortschrittsperspektive sind aus heutiger Sicht zwei Dinge anzumerken. Erstens: Die Beschleunigung nahm seit dem 18. Jahrhundert stetig zu. Die Halbwertszeit von Avantgarden liegt heute gerade einmal bei etwa 20 Jahren. Die architektonischen Trendsetter sind ständig auf der Suche nach neusten Neuheiten. Zweitens aber nahm mit der Beschleunigung auch die Gleichförmigkeit zu. Die Trendsetter von heute halten sich an die Rezepte einer Avantgarde von gestern. Die Fortschrittsperspektive verhindert in diesem Sinne paradoxerweise die Entstehung von Neuem, weil sie bloß die bisherige Entwicklung beschleunigt und Entwicklungen in andere Richtungen verhindert. Nichts aber ist abgedrohsener als eine sogenannte Avantgarde, die sich wiederholt.

Doch was könnte die Stelle des Fortschritts als Medium der Produktion von Neuem einnehmen? In Publikationen wie "Herzog & de Meuron – Naturgeschichte" (2002) und "The Architecture of an Embriologic Housing" von Greg Lynn (2003) wird eine Alternative zum technisch bedingten Fortschritt erkennbar. Die Karten von Natur und Architektur werden hier neu gemischt. Die Innovationen dieser Architekten liegen näher bei der Natur als bei dem, was sich technisch aus ihr entwickeln lässt. Was bedeutet dieser neue

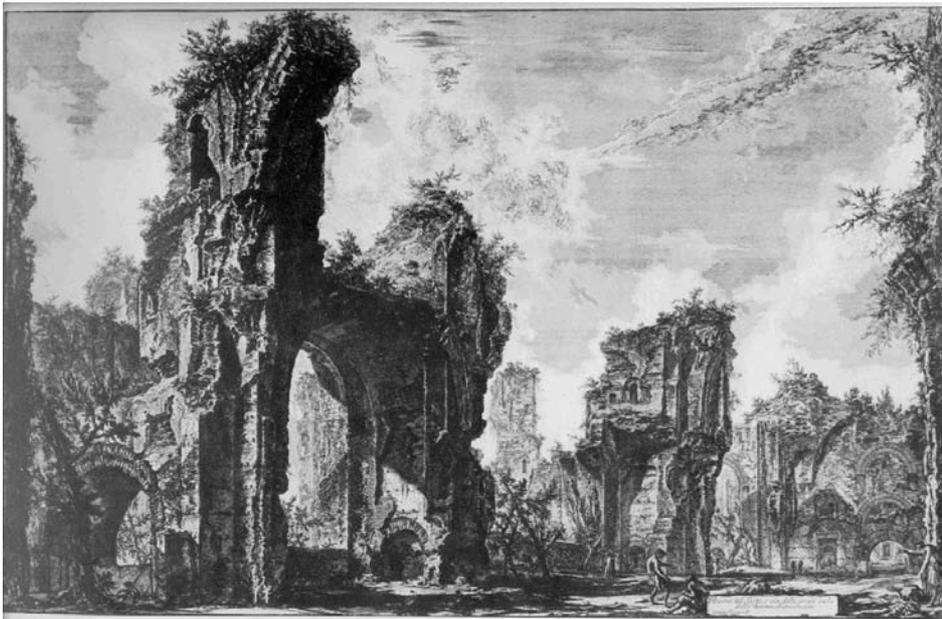


Abb. 1: Giovanni Battista Piranesi: *Thermen des Caracalla, Frigidarium*.
Aus: *Veduta di Roma* (1747-1778)

Umgang mit der Natur für das architektonische Entwerfen? Was kann eine Naturgeschichte der Architektur anderes zur Darstellung bringen als eine gewöhnliche Geschichte der Architektur?

Um diese Fragen zu beantworten, versetzt man sich am besten in die Position eines Naturhistorikers, der die letzten 200 Jahre Architekturgeschichte betrachtet. Verglichen mit dem breiten Strom aus Anpassungen, Katastrophen, Mutationen, Symbiosen, Wachstum und Zufällen in

der Natur würde ihm der architektonische Fortschritt wie ein dünnes Rinnsal erscheinen. Seine Aufmerksamkeit würde sich weniger auf die ästhetische Form der Bauten richten als auf Prozesse des Austausches zwischen Natur und Architektur. Angesichts der Architekturgeschichte als Fortschrittsgeschichte käme es ihm wahrscheinlich vor, als hätte man auf der offiziellen Bühne immerzu das gleiche Theater von der Herrschaft über die Natur aufgeführt, dieweil de facto hin-



Abb. 2: Mark Tansey: *Purity Test*, 1982 (im Mittelgrund rechts: *Spiral Jetty* (1970) von Robert Smithson)

ter den Kulissen ein intensiver Austausch zwischen Natur und Architektur stattfand. In seinen Augen müsste deshalb die dialektische Gegenüberstellung von Architektur und Natur der Vorstellung einer gemeinsamen Performance weichen.

An diesem Punkt setzt die Naturgeschichte der Architektur ein. Die natürliche Essenz der Ar-

chitektur und die architektonische Essenz der Natur liegen so gesehen auf der gleichen Linie, die so genannten ‚künstlichen‘ Materialien sind denselben „shaping logics“ unterworfen wie die ‚natürlichen‘. Es geht letztlich um eine Konvergenz von Natur und Architektur, während die konventionelle Architekturgeschichte die Natur immer bloß als Spielball architektonischer (Herrschafts-)Ansprüche betrachtet hat.

Piranesi's Rom

Der erste Architekt, der sich mit der Architektur aus der Perspektive der Naturgeschichte befasste, war Giovanni Battista Piranesi (1720-1778). Seine Faszination galt dem antiken Rom, wo seiner Meinung nach die großartigsten Monumente standen, die je von Menschen gebaut worden sind. Doch leider waren sie zu seiner Zeit bereits zerfallen, weshalb er die ehemalige Größe Roms aus dem ableiten musste, was von ihr übrig geblieben war: den Ruinen. (Abb.1)

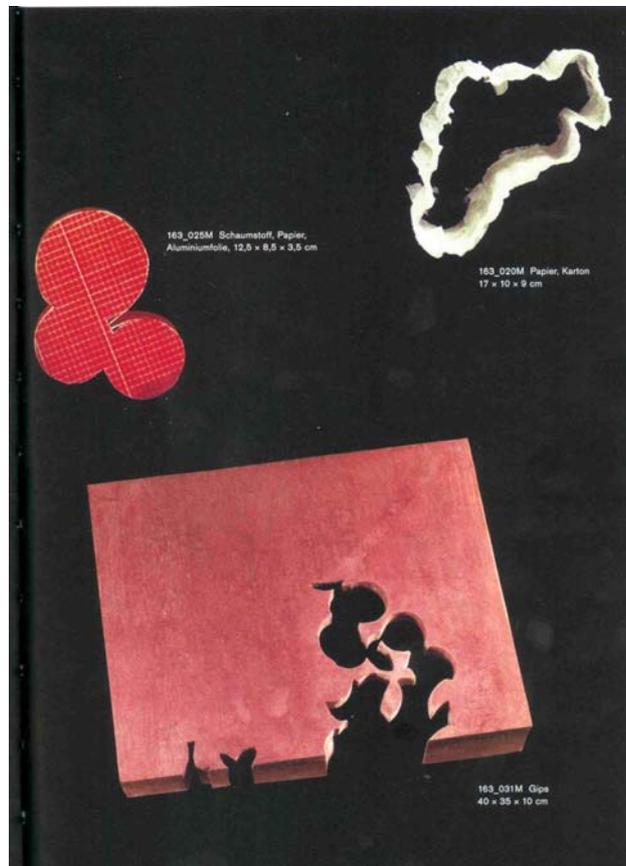
Wenn Johann Joachim Winckelmann und sein Kreis auf die „edle Einfalt und stille Größe“ der griechischen Kunst setzten und damit die kulturelle Dominanz der Griechen begründeten, so konterte Piranesi, der einsame Fürsprecher römischer Vorherrschaft, mit nichts als purer Größe und üppiger Vielfalt. Die Menschen, die so Großartiges und Vielfältiges gebaut haben wie die Römer, müssen in seinen Augen die Fähigkeiten von Göttern besessen haben. Es kam ihm vor, als seien ihre Werke denen der Natur ebenbürtig und als hätten sie dadurch die Natur herausgefordert, an den gewaltigen Steingebirgen weiterzubauen und der Vielfalt dekorativer Formen organisches Leben einzuhauchen. So präsentierte Piranesi auf über 2000 Radierungen eine Stadt außer Rand und Band, formlos, eine urbane Wildnis, in der jedes Gebäude gegen jedes kämpft, eine Welt der totalen Unordnung, wie Manfredo

Tafuri kritisch anmerkte. Doch diese Kritik hätte ihn wohl kaum getroffen. Denn seine Sache war es nicht, die Architekten mit der Natur als Vorbild zur Ordnung zurückzurufen, als vielmehr die Größe der Architektur am Maßstab der Natur zu messen.

Smithsons Passaic

So sehr Piranesi durch seine fantastischen Radierungen bekannt geworden ist, gegen das klassische Ideal der Architektur als einer zweiten Natur und später gegen die technizistische Herrschaft über die Natur, vermochte er sich nicht durchzusetzen. Es gab zwar immer wieder Ansätze – unter anderem von Chambers, Boullée, Ledoux, Semper und Wright –, die Beziehung von Natur und Architektur offener zu gestalten, doch es dauerte mehr als 200 Jahre, bis Piranesis Vision einer Konvergenz von Natur und Architektur ihre adäquate Fortsetzung fand.

In den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts entwickelte der amerikanische Land-Art-Künstler Robert Smithson eine ähnliche Besessenheit für heruntergekommene Orte, wie seinerzeit Piranesi für das zerfallene Rom. Einer seiner Ausflüge führte ihn nach Passaic, New Jersey, wo er sich unter anderem durch den ruinösen Zustand einer Baustelle an Rom erinnert fühlte. Nur hatten die „Monumente von Passaic“ keine glorreiche Vergangenheit hinter sich, als vielmehr eine fragwür-



*Abb.3: Herzog & de Meuron: Arbeitsmodelle für die Hafenanlage
Santa Cruz de Tenerife, 1998*

dige Zukunft vor sich. Die Richtung des entropischen Zerfalls schien ihm wie umgekehrt: Entropie ist für Smithson ein werkimmanenter Gestaltungsfaktor, der bei der Entstehung von Werken – nicht erst bei ihrem Zerfall, wie in Piranesis Rom – mitspielt. Entropie ist demzufolge unmittelbar mit dem Werden einer technisch-zivilisierten Welt verknüpft, nur dass deren Spuren üblicherweise verdrängt werden, während sie Smithson monumentalisierte.

Die „Monumente von Passaic“ stehen für ein Tauschgeschäft mit der Natur. Sie liegen irgendwo zwischen Natur und Highway, physischer Materie und abstrakter Form, losgelöst von beiden, keines darstellend.

Diese Konvergenz als intensiver Austausch zwischen natürlichen Gegebenheiten und vom Menschen geschaffenen Werken prägt auch Smithsons künstlerische Arbeiten. In Spiral Jetty (1970) beispielsweise werden das Ufer des Salt Lake und die abstrakte Form eines in Spiralförmig aufgeschütteten Damms miteinander ins Spiel gebracht. (Abb.2) Nicht die Spiralförmigkeit an sich, als vielmehr das Steigen und Sinken des Wasserspiegels macht die Bedeutung des Werkes aus. Der Ort wird verstärkt, indem er dazu gebracht wird, seine Symbolhaftigkeit selbst hervorzubringen. Spiral Jetty ist weder bloß ein physisch greifbares Objekt in der Natur, noch ein der Natur aufgesetztes Zeichen. Spiral Jetty ist vielmehr

Teil der Naturgeschichte des Ortes, die durch die spiralförmige Rampe überhaupt erst begreifbar gemacht wird. Es ist, als würde das Rad der Geschichte zurückgedreht und die technischen Mittel des weißen Mannes im Sinne der eingeborenen Indianer eingesetzt. Angesichts dieser Konvergenz von Natur und Technik schreckt Smithson nicht zurück, von einem sexuellen Akt zu sprechen.

Das Formlose

Im Gegensatz zu Piranesi stieß Smithson mit seinen Vorstellungen über die Konvergenz von Natur und Menschenwerk auf großes Interesse. Dazu trug nicht zuletzt auch die Ausstellung "L'Informe" bei, die Yve-Alain Bois und Rosalind Krauss 1996 im Pariser Centre Georges Pompidou eingerichtet hatten. Mehrere wichtige Schlüsselwerke für den Umgang mit dem Formlosen stammten von Smithson. Ausgehend von Georges Bataille wird das Formlose nicht einfach als das Gegenteil von Form begriffen - eine Antiform hätte ja bloß andere, negative Bedeutungen. Das Formlose bedeutet für sich genommen gar nichts, es ist Bedeutungen gegenüber indifferent. Sinn bekommt es erst als ein begriffliches Werkzeug, mit dem man etwas disqualifizieren kann. Die römischen Ruinen und die Monumente von Passaic können in diesem Sinne als formlos bezeichnet werden, da sie gegenüber dem anti-

ken Rom respektive dem künftigen Highway einen Verlust sichtbar machen. Entscheidend dabei ist, dass Piranesi und Smithson, ebenso wie eine ganze Reihe wichtiger Künstler der Moderne – von Beuys bis Wahrhol – das Disqualifizierte als Moment ihres künstlerischen Schaffens nutzten. Der Katalog der Pariser Ausstellung versteht sich denn auch als „Gebrauchsanleitung“ für den Umgang mit dem Formlosen. Die vier Themen – Horizontalismus, Niederer Materialismus, Puls und Entropie – beschreiben nicht ästhetische Merkmale des Formlosen, sondern vielmehr Verfahren, dank denen die Kunstwerke von der Herrschaft des Inhalts befreit werden. Es sind Maßnahmen, die die alten erstarrten Divergenzen zwischen Natur und Kunst, Form und Inhalt, Materie und Geist, Konkretion und Abstraktion aufheben und an deren Stelle neue Formen von Konvergenz erzeugen sollen.

Ein neues Werkzeug der Architektur

Was aber liegt näher, das Formlose auch mit jener geometrisch komplexen, paramorphen Blob-Architektur in Beziehung zu bringen, die heutzutage dank digitaler Designtechnologie modisch geworden ist. Doch mit dem Rechner werden genau jene Mängel behoben, die das Formlose für künstlerische Verfahren so wichtig machten. Das Formlose wird kalkulierbar, erhält einen Sinn und wird zum Ziel des Entwurfsprozesses.

Die Gebrauchsanleitung im Sinne Batailles jedoch weist demgegenüber in eine ganz andere Richtung. Das Formlose ist gerade nicht das Ziel, vielmehr stellt es einen Weg dar, mit bedeutungslosen Dingen zu arbeiten, als handelte es sich dabei um wertvolle Produkte, deren Verwendungszweck nur noch nicht bekannt ist.

In diesem Sinne kann man bei Herzog & de Meuron einen Umgang mit dem Formlosen ausmachen. Der Herausgeber des eingangs erwähnten Buches "Herzog & de Meuron – Naturgeschichte", Philip Ursprung, fand das für ihn wichtige Material nicht in den üblichen Hochglanz-Präsentationen architektonischer Projekte, als vielmehr in Dokumentationen von Materialversuchen und Arbeitsmodellen. (Abb.3)

Bei den Materialversuchen kann man nicht mehr zwischen künstlichen und natürlichen Eigenschaften unterscheiden, die einen gehen in die andern über, indem sie sich gegenseitig modifizieren. Das Formlose entspricht hier nicht einer Abwesenheit einer formalen Vorstellung als einer künstlichen Streckung des Natürlichen, um zu neuen Ausdrucksformen zu gelangen. Ebensoviele lässt sich bei den Arbeitsmodellen ein Grund für die zahlreichen Modifikationen ausmachen – es handelt sich vornehmlich um ein unbestimmtes und zielloses Ausprobieren von Gelegenheiten, die sich gerade ergeben. Sie sind wie Notationen vorüberziehender Wolken – bis sich plötz-

lich eine Konfiguration zeigt, die sich als Lösung für ein Problem anbietet.

Greg Lynns Postulat einer parasitären Logik ist mit dem Entwurfsansatz von Herzog & de Meuron verwandt. Der Architekt sollte sich der Natur gegenüber nicht mehr wie ein Gott aufführen, stattdessen sich ihre organische Lebenskraft zu Nutze machen, neue Verbindungen herstellen, physische und informationelle Austauschvorgänge initiieren. Letztlich geht es darum, „Architektur, Bakterien, Chemie, Wirtschaftswissenschaften, Elektronik, Insekten, Fische, Möbel, Säugetiere, Pflanzen, Reptilien und Silizium“ zu hybriden Formen zu verschmelzen. Greg Lynn geht damit weit über den Rahmen hinaus, in dem Herzog & de Meuron operieren, er bedient sich zudem neuester digitaler Designtechnologien, im Gegensatz zu den analogen Methoden der Schweizer Architekten. Doch letztlich ist sein Embryological House nichts anderes als eine mit neusten technischen Möglichkeiten hergestellte Form von Konvergenz zwischen natürlichen Bedingungen und programmatischen Absichten.

Idealbild, Dominanz und Konvergenz stellen verschiedene Formen des architektonischen Umgangs mit der Natur dar. Während der Fortschritt der Motor einer zunehmenden Dominanz über die Natur ist, ist das Formlose ein Wegbereiter für die Konvergenz von Natur und Architektur. Während der Fortschritt die Natur zwingt, sich in

eine bestimmte Richtung zu entwickeln, bietet das Formlose die Möglichkeit, am unendlich breiten Strom natürlicher Veränderungen teilzunehmen. Die Natur ist in diesem Fall kein Spielball architektonischer Absichten, als vielmehr ein Reservoir ungeahnter Potentiale. Die Natur ins Spiel zu bringen, ohne sie zu beherrschen, aus der Natur etwas zu entwickeln, statt ihr etwas – ein Ideal oder einen Code – aufzuzwingen: Dies mag eine längst bekannte Option für den architektonischen Umgang mit der Natur sein, doch sie ist durch die neusten naturwissenschaftlichen Entwicklungen wieder aktuell geworden.

*Prof. Dr. Hans Frei lehrte von 1997 bis 2003
als Architekt an der Universität Kassel*

Perspektive am Anfang der Reise

Michael Herz



In Vorbereitung dieses Tages bat mich der Fachbereich um einen kleinen Vortrag. Ich darf mich kurz vorstellen: mein Name ist Michael Herz, ich bin Landschaftsarchitekt und einer von insgesamt fünf Architekten und Landschaftsplanern der **foundation 5+**, die seit fünf Jahren besteht. Wir „foundations“ haben alle in Kassel studiert und sind von der „Kasseler Philosophie“ stark geprägt. Dies wird Gegenstand meines Vortrages sein. Sein Titel lautet: „Perspektive am Anfang der Reise“. Dies ist aber kein Reisebericht! Reise meint hier vielmehr den Aufbruch ins Ungewisse: als junger Planer und als Fachbereich 06 im Umbruch.

Zwei Aspekte sind mir im Folgenden wichtig: Erstens, unsere Erfahrungen als Absolventen der Kasseler Uni im Haifischbecken Planeralltag, und zweitens, im Umkehrschluss: Anregungen für die Lehre an der Hochschule zu formulieren.

Pflicht und Kür

Als Profil der Kasseler Uni wird insbesondere die interdisziplinäre Zusammenarbeit von Ar-

chitekten und Landschaftsarchitekten als Gütezeichen vermerkt. Warum eigentlich ist diese enge Zusammenarbeit fruchtbar oder notwendig? Lassen Sie mich anhand zweier Beispiele erklären, wie die Kasseler Uni unsere Sicht- und Arbeitsweise mitgeprägt hat. Die beiden Arbeiten sind zum Ende des Studiums entstanden und haben sich erfreulicherweise als Projekte weiter entwickelt. Das spricht für Kassel. Beide Arbeiten sind von Jürgen v. Reuß mit betreut worden.

Reims

Das erste Projekt ist ein städtebaulicher Entwurf von 1999 für ein Areal in Reims/Frankreich im Rahmen des Wettbewerbs European 5, den wir gewinnen konnten. Wie sie vielleicht wissen, ist der European-Wettbewerb eine der wenigen Möglichkeiten für junge Planer, eigenverantwortlich an einer anspruchsvollen städtebaulichen Aufgabe zu arbeiten, bei der die enge Zusammenarbeit von Architekten und Landschaftsarchitekten ausdrücklich erwünscht ist. Die Kollegen von LOMA (Architekten und Landschaftsarchitek-

ten, Kassel) haben ebenfalls bei diesem Wettbewerb gewonnen. Das Modell eines interdisziplinären Studiums scheint sich also auch auf internationaler Ebene zu bewähren.

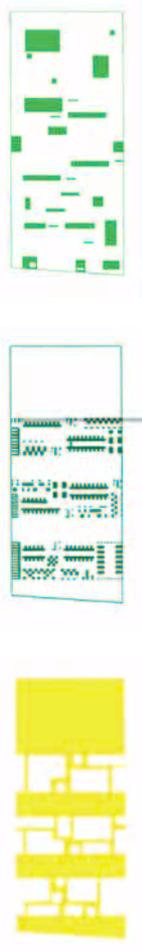
Wir haben damals vorgeschlagen, Industriebrachen als Bausteine für die Stadt- und Freiraumentwicklung zu vernetzen. Reims beklagt einen Mangel an nutzbaren Freiräumen. Unsere Strategie zielte darauf ab, mit einer gezielten Siedlungsentwicklung hochwertige Freiräume zu schaffen, die ihrerseits wiederum die Siedlungsentwicklung vorantreiben. Das Konzept für das Wettbewerbsgebiet bestand aus Clustern, die sich in der Frage von Freiraum und Architektur wieder auflösten und durchdrangen.

Und das Besondere?

Eine differenzierte Freiraumstruktur von öffentlichen, gemeinschaftlichen und privaten Freiräumen sollte in die Architektur hineinragen und sich gegenseitig befruchten. Die Stadttechnik in Form von Schilfkärläfeldern wurde beispielsweise in das gestalterische Konzept eingebunden. Ein weiteres Ziel war die Neuinterpretation des Gartenstadtmotivs, nicht ideologisch als Bild oder Vermarktungsimagen, sondern als Transfer der Gartenstadtidee als urbaner Naturerfahrung sowie als benutzbarem Netz von Räumen und Freiräumen für unterschiedliche Lebensentwürfe und Ressourcenkreisläufe.

Architektur und Freiraum haben in diesem Projekt gemeinsam eine typologische Weiterentwicklung beschritten. Sie werden sagen: Wo ist das Besondere? Die Praxis sieht ja in der Regel so aus: Architekten geben das städtebauliche Konzept in den Grundzügen vor und Landschaftsarchitekten versuchen bis auf kleinere Änderungen, mehr oder minder geschickt, dieses Konzept in den Freiraum zu übersetzen. Diese Arbeit für Reims war gleichberechtigt und ergebnisoffen begonnen worden. Wir wussten nicht, wo diese Idee enden würde; wir wussten nur, dass beide Teile für das Ganze unabdingbar waren. Im Ergebnis – zumindest ist dies immer wieder gesagt worden – fand eine Verzahnung von Architektur und Freiraum von der Makroebene Stadt bis zur Mikroebene Zimmer statt. Das setzt für die Herangehensweise voraus, dass Landschaftsarchitekten selbstbewusst auf städtebauliche und architektonische Konzepte Einfluss nehmen, anstatt sich zurückzulehnen und abzuwarten. In dieser Frage war Jürgen v. Reuß jemand, der die selbstbewusste Haltung der Landschaftsarchitektur immer wieder eingefordert hat.

Von Architekten verlangt es den Weitblick ab, der der Landschaftsarchitektur einen eigenständigen funktionalen und ästhetischen Wert einräumt. Weder der Glaube, Landschaftsarchitektur diene bestenfalls der Inszenierung des Gebäudes und Landschaftsarchitekten seien besse-



Städtebaulicher Entwurf für die Stadt Reims 1999

re Gärtnergehilfen, noch die verlockende Selbstüberschätzung, Architekten könnten alle konzeptionellen Entscheidungen selbst besser fällen, sind hierbei hilfreich. Es geht um die simple Erkenntnis, dass Haus und Garten nicht zu trennen und dass Architektur und Landschaftsplanung zwei Seiten derselben Medaille sind.

Und bezogen auf die Hochschule? Das heißt für die Lehrenden, über den Tellerrand der Profession und der organisatorischen Schwierigkeiten hinweg Projekte anzubieten, die diesen Anspruch auch erfüllen können.

Liebe Bienen

Von den Studierenden erfordert es, diese Projekte auch anzunehmen und nicht im eigenen Nest zu bleiben, in dem es zugegebenermaßen warm, aber muffig ist. Das ist anstrengend, weil Hausaufgaben gemacht werden müssen. Die Landschaftsarchitektur muss sich auf die eigenen Wurzeln besinnen, zu denen neben der Pflanzenverwendung meiner Meinung nach auch die Architekturtheorie gehört. Das sind Grundlagen, auf denen später, egal ob als Planer, Moderator oder Journalist, Entscheidungen getroffen werden müssen. Und: Ich kann mich als Landschaftsarchitekt nur dann einbringen, wenn ich weiß, worüber mein Gegenüber redet. Dann verschwindet vielleicht irgendwann auch das Bild des Landschaftsarchitekten als potentielltem Architektura-

boteur, der alles zugrünen will und nur Heu im Kopf hat.

Zurück zum European in Reims: Dieses Projekt zeigt auch die Schwierigkeiten im Planungsalltag auf. Erfreulicherweise soll das Projekt städtebaulich stark verändert umgesetzt werden. Obwohl die Einheit von Architektur und Freiraum mit wettbewerbsentscheidend war, haben wir leider keinen Einfluss auf die Gestaltung öffentlicher und gemeinschaftlicher Flächen. Wir werden uns also zunächst um die privaten Parzellen kümmern. Aber vielleicht schaffen wir es auf unsere - wie Mike Wilkens neulich genüsslich bemerkte - „positiv hinterhältige Art“, den einen oder anderen gemeinschaftlichen und öffentlichen Freiraum „rauszuschlagen“. Aber es scheint, dass der Freiraum bei öffentlichen Trägern und Wohnungsbaugesellschaften immer noch nicht den Stellenwert hat, der ihm zusteht. Hier ist in ganz besonderem Maße der Fachbereich 6 gefordert, diese simple Wahrheit in die Köpfe der Entscheidungsträger zu hämmern.

Nachdem ich sozusagen auf die Pflicht der Kasseler Ausbildung eingegangen bin, will ich jetzt etwas zur fächerübergreifenden Kür sagen. Bündnisse und Kooperationen müssen sich nicht automatisch auf Architekten und Landschaftsplaner beschränken. Selbst innerhalb des Fachbereiches sind andere Konstellationen denkbar: Regionalplaner, Stadtplaner, Soziologen, usw. Und: Es



gibt an dieser Uni noch einige andere Disziplinen, mit denen sich eine Zusammenarbeit lohnt.

Als Beispiel dient meine Diplom II-Arbeit, die Jürgen ebenfalls mitbetreut hat. Der Kern der Arbeit ist ein Gartenentwurf für blinde und taubblinde Menschen mit einem dazugehörigen Theorieteil. Auf Jürgens Drängen kam der Zweitbetreuer aus dem Bereich Sozialwesen. Diese Kombination erwies sich als äußerst hilfreich, da nicht nur die entwurfliche Aufgabenstellung, sondern durch die Begleitung der Sozialwissenschaft auch pädagogische Konzepte hinterfragt wurden, bei denen wir Planer uns allzu oft auf althergebrachte Modelle verlassen.

Blinde können nur nicht sehen

So entstand ein Entwurf, der zwar auf die besonderen Bedürfnisse der Nutzer einging – z.B. durch unterschiedliche Schwierigkeitsgrade bei Wegen und Orientierung –, gleichzeitig aber auch die Gemeinsamkeiten von Sehenden und Blinden in der Wahrnehmung herausarbeitete, nämlich die atmosphärische Wahrnehmung, so dass beide den Garten gleichermaßen nutzen können, anstatt einer vordergründig nutzerorientierten, im Ergebnis aber segregierenden Planung.

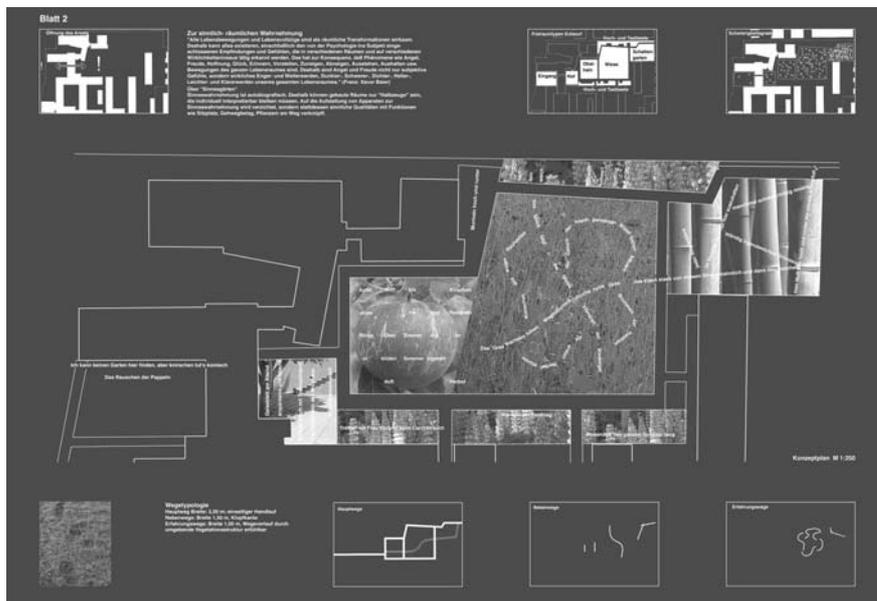
Eine Anmerkung in diesem Zusammenhang zum Thema öffentlicher Raum und Pflanze: Viel-

leicht ist der soziale Sektor derjenige, der die Lücke im „gärtnerischen“ Bereich öffentlicher Räume füllen kann. Viele Einrichtungen öffnen sich der Öffentlichkeit, so dass über Fördermittel und Spenden auch andere finanzielle Ressourcen erschlossen werden können.

In der Kooperation wird die Wichtigkeit der Unterfütterung eines Entwurfes mit theoretischen Grundlagen deutlich. Forschung und Entwurf schließen sich nicht aus. Sie bedingen einander als Systematik zum Hinterfragen eigener Strategien und Konzepte. Für mich als Planer sind beispielsweise die Erfahrungen im gesellschaftlichen Umgang zwischen Behinderten und Nichtbehinderten ein Grundstock, der mich über die Uni hinaus in meiner beruflichen Zukunft begleiten wird.

Den Grundstein hat die Hochschule gelegt. Sie bietet wie kaum eine andere Institution die Möglichkeit, sich mit Themen zu befassen, die im Planungsalltag eben nicht „routinemäßig“ bewältigt werden können, wenn die Möglichkeiten genutzt werden.

Gustavs gern formulierte Frage: "Und wo bleibt der Gärtner?" kann zumindest hier guten Gewissens entsprochen werden: der Gärtner als Protagonist von Atmosphäre und Stimmungen. Sein Werkzeug: Material und Pflanze. Der Garten wird zum Spiegelbild der menschlichen Sinne, in



*Sinnesgarten Hannover
 Ein Garten für Blinde und Taubblinde*

den eigene Erfahrungen, Stimmungen und Erinnerungen in die Naturerfahrung eingekapselt werden. Diesen Dialog zu initiieren gehört zu den wesentlichen Aufgaben des Landschaftsarchitekten. Bei dieser Aufgabe heißt Pflanzenverwendung: Wie erzeuge ich Atmosphäre und Stimmung anhand von olfaktorischen und haptischen Qualitäten von Pflanzen?

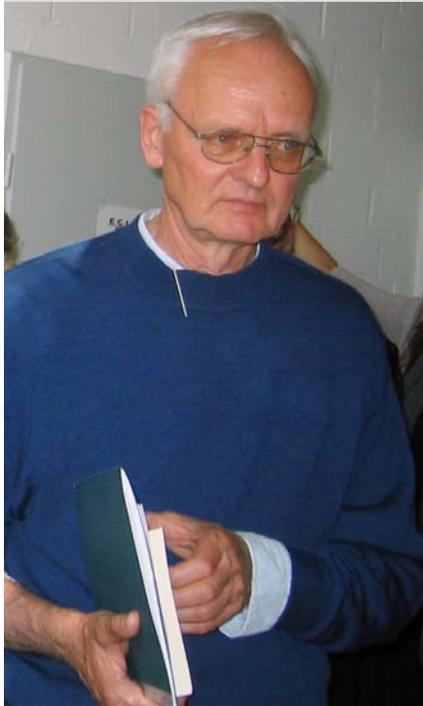
Ich komme nun zum Fazit meines kleinen Ausflugs: Ein Umbruch wie der des Fachbereiches ist immer Verlust und gleichzeitig neue Chance. Wenn ich sagen müsste, welche Kontinuität für die Lehre an dieser Hochschule ich mir wünschte, würde ich sagen, dass der Bezugspunkt nach wie vor der Mensch bliebe. Das klingt pathetisch, zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte des Fachbereiches und gehört immer noch zum Kasseler Profil. Das gilt für Architekten, Landschaftsarchitekten, Landschafts- und Regionalplaner hier in Kassel gleichermaßen. Wir haben lieber über Nutzungen diskutiert als über Pflanzenselektionen und Totholzstapel. Ich finde, das könnte so bleiben. Von dieser Philosophie waren auch Gustav und Jürgen geprägt, wenn auch auf unterschiedliche Weise: Gustavs Drang, die Grenzen – bisweilen bis zur Schmerzgrenze – nach außen zu schieben, ständig auf der Suche; und Jürgens Eigenart, komplex zu denken, gepaart mit seinem eigentümlichen, unverwechselbaren Sarkasmus.

Und: Trotz der schwierigen Bedingungen soll die Hochschule eine Ausbildung ermöglichen, die auch Absolventen nach uns die Möglichkeit eröffnet, selbständig zu bestehen und ihre Ideen ungefiltert präsentieren zu können. Diese Erneuerungsschübe sind für die Weiterentwicklung der Profession unabdingbar. Das verlangt im Planungsalltag auch eine gewisse Risikobereitschaft der Entscheidungsträger, Neues zuzulassen, anstatt immer auf das gleiche, bewährte Pferd zu setzen.

Wenn ich sagen müsste, was an Frischzellenkur dem Fachbereich aus meiner Sicht gut täte, so ist dies die Erkenntnis, dass zuerst das "Selbst-bewußt-sein" und dann das Suchen nach Gemeinsamem und Trennendem kommen sollte und nicht umgekehrt. Interdisziplinär arbeiten heißt, aus einer gefestigten Position voneinander zu lernen.

Das Zweite ist schon gesagt worden: Pflicht und Kür ernst zu nehmen und den Blick über den Tellerrand konsequent zur Kasseler Eigenart auszubauen. Bei unserem bislang kurzen Weg als Planer hat uns diese Eigenart immer Türen geöffnet. Ich denke, das könnte auch anderen so gehen.

Dipl. Ing. Michael Herz, Landschaftsarchitekt, Kasseler Büro "foundation 5+"



Prof. Jürgen v. Reuß lehrte von 1976 bis 2002 an der Universität Kassel

Zwischen Gartenkultur und Städtebau

Eine Wegbeschreibung aus dem Kontext der Universität legt nahe, den "Weg" als einen Prozess des Lernens zu erinnern. Denn was ist eine Universität anderes als ein Ort des Lernens? Der Anspruch zu lehren ist ja nur gerechtfertigt wenn er unmittelbar mit dem Bedürfnis zu lernen verbunden wird. Ich hatte immer Schwierigkeiten etwas vorzutragen, was mir selbstverständlich geworden war. Es war mir lieber über Probleme zu sprechen, an denen ich gerade lernte. Ich danke den Studenten, dass sie das ertragen haben.

Jetzt will ich mit diesem kurzen Rückblick die für mich wichtigen Lehrer benennen, wichtige Weggenossen erwähnen, einige prägende Projekte erläutern und an einigen Stellen den Zusammenhang mit den jeweiligen Zeiträumen erklären. Eine schematische Skizze (Seite 46, Anm. d. Red.) soll uns helfen, die Zusammenhänge zu verstehen.

Das Bild vom Kiefernwald brauche ich, um den Ausgangspunkt herauszustellen: Quer über die Straße, vor dem Haus meiner Eltern, begann der Kiefernwald, und der schien uns unendlich. Abgesehen von den vielfältigen poetischen Verklärungen von Francis Ponge in seinem Notizbuch zum Kiefernwald oder den Kiefern-Bildern meiner malenden Großmutter ist der Kiefernwald zunächst eine wenig entwickelte Form der Kulturlandschaft: wenig Differenzierung im Artenbestand und Raumgefüge, geringe Komplexität, geringe Leistungsfähigkeit. Gefragt nach einer Zusammenfassung spricht Francis Ponge von einer "geruhsamen Holzfabrik". Am Ende der 20er Jahre wurden Gärtnersiedlungen in Rodungsinseln dieses Kiefernbestandes eingefügt. Auf sandigem Substrat, vierzig Meter über dem Grundwasserspiegel liegend, sollten auf 2,5 Hektar großen Grundstücken mit Hilfe intensiven Gartenbaus Lebensexistenzen aufgebaut werden. Voraussetzung des Projektes war ein Wasserwerk, das für die künstliche Beregnung Wasser aus der Havel auf die trockenen Rodungs-Inseln pumpte. Naturpotential, menschliche Arbeitskraft und Kapital mussten in eine langfristig fruchtbare Beziehung gebracht werden. Besser als jedes Seminar zum nachhaltigen Wirtschaften war aus der Arbeit meines Vaters das Prinzip der Gartenkultur zu erkennen, als ein Prinzip der Steigerung der Natur. Die Notwendigkeit, die Umwelt durch eigene Ak-

tivität zu verbessern, war offensichtlich. Später, anlässlich eines kritischen Wettbewerbsbeitrages, wurden wir als "Weltverbesserer" verspottet.



Weltverbesserung bezog sich zunächst auf die Produktivität des Gartens und mein Vater als guter Gärtner entwickelte kenntnisreich ein großes Sortiment unterschiedlichster Obstarten. Im benachbarten Potsdam, wo der Großvater lebte, war ein anderes Projekt aus der Suche nach Weltverbesserung zu besichtigen: das Arkadien des preußischen Königshauses mit dem Schösschen Charlottenhof, jenem eindrucksvollen Ergebnis einer gelungenen Kooperation des Architekten Schinkel mit dem Gärtner Lenné. Also Zuhause im Obstgarten der "Schöne Nutzen" und jenseits in der Stadt das "Nutzlose Schöne".

Dem Kiefernwald und Obstgarten entkommen, eröffnen sich neue Lernfelder in der bedeutenden Gärtnerschule von Karl Foerster in Potsdam-Bornim. Seine Gärtnerei war seit den 20er Jahren Ausbildungszentrum für die Generation der Gartenarchitekten der Nachkriegsjahre. Die für die deutsche Gartenarchitektur enge Verbindung zum Gartenbau war unmittelbar mit diesem Ort verbunden.

Karl Foerster vermittelte uns glaubwürdig mit seiner Bibliothek und in Gesprächen zwi-



*Karl Foersters Senkgarten (links) in Potsdam-Bornim als Beispiel für die Suche nach Vielfalt der Pflanzensortimente
Alfred Reich's Garten (rechts) im Eichgehölz in München als Beispiel für die Beherrschung von Vielfalt*

schen seinen Versuchsbeeten die Begeisterung, die mit der Kultivierung von Pflanzen verbunden sein kann. Das Sammeln exotischer Pflanzen auf den Bergkuppen des Himalaja oder in den amerikanischen Prärien gehörte ebenso zu dieser Leidenschaft wie die geduldige und kenntnisreiche Pflege der jungen Sämlinge, wie auch das Züchten immer wieder neuer Erscheinungen der Pflanzenwelt. Im Senkgarten, seinem Forschungsgarten für Pflanzenverwendung, machten wir erste Beobachtungen zur Vergesellschaftung der Pflanzen, die wir in den Aufzuchtbeeten herangezogen hatten. Aber hauptsächlich interessierten uns die großen Sortimente, diese Ausschweifung in der Suche nach Vielfalt, diese Hemmungslosigkeit auch gegenüber dem Absonderlichen.

Vielleicht ist ja dieses übertriebene Bedürfnis nach Vielfalt in Nord- und Mitteleuropa eine Reaktion auf die durch die Eiszeiten verursachte Florenverarmung. In meinem heimischen Kiefernwald war jedenfalls nicht viel zu finden, außer

ein paar Inseln von Bärlapp und wenn der Boden etwas reicher war, auch Grasliilien.

Noch einen Gewinn vermittelte die Kenntnis der Gartenkultur für die spätere Planertätigkeit; die Beobachtung des Pflanzenwachstums, die Teilnahme am Rhythmus des Tageslaufes und an den jährlichen Entwicklungszyklen vermittelt eine größere Sensibilität gegenüber dynamischen Prozessen.

Ich konnte nach Westdeutschland übersiedeln und traf in München einen Freund meines Vaters und meinen wichtigsten Lehrer für Gartenarchitektur: Alfred Reich. Begleitend zu meinem Studium an der TU-München habe ich in seinem Atelier gearbeitet. Obwohl kostbare Gärten entworfen wurden, ging es um Einfachheit. Ich musste lernen, dass ein Garten nicht nur Pflanzbeet ist, sondern ein räumliches Gefüge, in dem die unterschiedlichsten Materialien wie Stein, Wasser, Rasenteppich und Pflanze so zugeordnet werden müssen, dass sie als Lebens- und Wahr-

nehmungsraum von ihren Besitzern verstanden werden und etwas von dem arkadischen Traum vermitteln können, den ich aus den Potsdamer Gärten kennen gelernt hatte. In Abhängigkeit von den gärtnerischen Vorlieben und Fähigkeiten seiner Bauherren entwickelte er einerseits Gärten mit großer Vielfalt an Vegetation, andererseits aber lieber etwas asketischere Räume aus kostbarem Stein, großen Wasserkünsten, Rasenteppichen und großen Bäumen.

Alfred Reich schickte mich in die klassischen Gärten nach Italien und nach Frankreich und zeigte mir die ländliche Gartenkultur des Voralpenlandes. Ich lernte den Unterschied kennen zwischen dem Gärtner, der die Vielfalt der Vegetation erschließt und dem Gartenarchitekten, der diese Vielfalt durch überlegte Auswahl einschränken muss. In seinem Atelier wurden außer den Villengärten und einigen Anlagen an öffentlichen Bauten vor allem Entwürfe für die Münchner Großsiedlungen angefertigt. Es lag ihm daran, dass diese Siedlungen aus dem Kontext ihrer jeweiligen Landschaftsausschnitte entwickelt wurden und mit ihren Zentren Orte besonderer Einprägsamkeit entstanden.

Meine erfolgreichsten Lehrjahre waren die ersten zehn Jahre planungspraktischer Tätigkeit nach dem Abschied von der Universität. Der jetzt erforderliche Lernprozess führte unmittelbar zu folgenreichen Planungsentscheidungen und er-

hielt damit ein größeres Ausmaß an Verbindlichkeit. Anders als heute konnten wir uns den zukünftigen Arbeitsplatz aussuchen.

Das Berufsfeld stand am Anfang einer großen Wachstumsperiode. Die Gartenarchitekten nannten sich nun Landschaftsarchitekten und bald durften wir unseren Titel Diplomgärtner in Diplomingenieur umtauschen lassen, damit wir in der Zusammenarbeit mit anderen Sparten des Bauwesens gleichberechtigt wurden. Diese Ausweitung des Berufsfeldes drückte sich nicht nur quantitativ durch eine Vermehrung von Planungsbüros und Stellenausschreibungen in den öffentlichen Ämtern aus, sondern auch durch eine qualitative Veränderung von der reinen Objektplanung zur Entwicklungsplanung. Mit neu eingeführten Rechtsinstrumentarien bestand für die Gemeinden die Notwendigkeit, vielfältige Planungswerke, vom Flächennutzungsplan bis zum Bebauungsplan, aufzustellen. Diese neuen Aufgabenstellungen konnten die Gemeinden nur durch Planungsleistungen freiberuflich organisierter Büros bewältigen.

Trotz dieser Vielfalt an neuen Aufgaben gab es noch keine eigenständigen Ausbildungsgänge für Stadtplaner. An der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule in Aachen hatte Prof. Erich Kühn einen nachuniversitären Studiengang am Institut für Städtebau eingerichtet, an dem auch Diplomingenieure mit Abschlüssen aus der

Landschaftsplanung teilnehmen konnten. Diese städtebauliche Nachausbildung war mit praktischer Tätigkeit, vor allem in den Stadtplanungsämtern des Ruhrgebietes, verbunden.

Meine erste Aufgabe nach dem Diplom war die Mitarbeit an einem städtebaulichen Wettbewerb für die neue Stadt Meckenheim-Merl, einer Trabantenstadt der ehemaligen Bundeshauptstadt Bonn. Noch galten die Prinzipien der "Neuen Stadt" der Nachkriegsjahre, der sozial gegliederten und mit großen Grünflächen aufgelockerten Stadt. Aber auf anderen Zeichentischen, im Atelier von Prof. Kühn, wurden schon die Bausteine gestapelt für ein neues Projekt, das sich stärker an der Tradition der europäischen Stadt orientierte.

Im Rahmen dieser städtebaulichen Nachausbildung, zunächst im Stadtplanungsamt in Gladbeck, lernte ich Martin Einsele kennen. Mit ihm gemeinsam habe ich den vorher beschriebenen Prozess der Entwicklung des Berufsfeldes erfahren. Beginn der gemeinsamen freiberuflichen Tätigkeit war ein Wettbewerbsauftrag von Martin Einsele für ein Demonstrativ-Bauvorhaben in Pforzheim-Sonnenhof. Diese Aufgabe war eine gute Herausforderung für das Zusammenwirken von Landschaftsarchitektur und Städtebau. Von der Aufstellung des Bebauungsplanes, über den Hausbau und die Gartengestaltung wurden alle Planungen von uns durchgeführt. Begleitet von

einem Büro für Baurationalisierung konnten wir lernen, dass Technik und Ökonomie nicht die Grenzen der Phantasie markieren, sondern ihr Antrieb sein können.

In einem nachfolgenden Wettbewerb ging es um die Einführung industriell vorgefertigter Plattensysteme im Wohnungsbau in einer Randsiedlung von Bietigheim. Wir suchten ein landschaftsarchitektonisches Konzept für den verdichteten Wohnungsbau mit großen Gemeinschaftshöfen und engen Gassen, vor allem aber mit einem großen Anteil an privaten Gärten an den Erdgeschosswohnungen. Diese Gärten orientierten sich an den Traditionen der süddeutschen Kleinstädte, sie erfüllten das Repräsentationsbedürfnis der Bewohner und sicherten ihnen einen privaten Rückzugsraum. Wir arbeiteten an zwei verschiedenen Standorten in Süddeutschland mit einem Partnerbüro in Stuttgart und im Ruhrgebiet in Gladbeck. Trotz der provinziellen Enge der Ruhrgebietsstädte arbeiteten wir in einem Umfeld, das uns zahlreiche Anregungen vermittelte und das uns ermöglichte, kritische Fachdiskurse zur räumlichen Entwicklung der Metropolenregion Rhein-Ruhr zu führen. Mit einer besonders aktiven Gruppe des Bundes der Architekten in Gelsenkirchen wurden Fachgespräche zum Thema Stadt durchgeführt, z. B. der Kongress "Gesellschaft durch Dichte". Wir lassen uns anregen von den Entwürfen für die neuen englischen Tra-

Die Siedlung Buch-Süd-Ost in Bietigheim verband die Vorteile des industrialisierten Wohnungsbaus mit den Gebrauchstraditionen süddeutscher Kleinstädte



bantenstädte, sind fasziniert von den technologischen Fortschritten des verdichteten Wohnungsbaus in den Marler Terrassenhügeln, lesen die Stadtkritik von Jane Jacobs und orientieren uns an den Arbeiten von Kevin Lynch, dessen Analysemethoden ich auf die Landschaftsplanung übertragen wollte. Wir lesen Arno Schmidt und verfolgen das Kursbuch von Enzensberger. In den Kunstausstellungen zwischen Gelsenkirchen, Düsseldorf und Krefeld pendelnd, erhalten wir zahlreiche Anregungen der seriellen und kinetischen Kunst, dabei erfahren wir am deutlichsten den Gewinn der Region Rhein-Ruhr.

Das Büro wächst innerhalb von fünf Jahren von anfangs zwei Personen auf das Zehnfache. Die fachliche Zusammensetzung erweitert sich

mit der Veränderung von Aufgabenstellungen. Neben den Architekten sind es Städtebauer, Landschaftsarchitekten, Verkehrsplaner, Bauzeichner, Modellbauer, Stadtsoziologen und Geographen. Der Schwerpunkt der Aufgaben verlagert sich von der Objektplanung zur Entwicklungsplanung.

Einige Beispiele:

Im Rahmen der damals in Nordrhein-Westfalen durchgeführten kommunalen Neuordnung entstehen für die Gemeinden Aufgaben, die die kleinen Planungsbüros der Gemeinden überfordern, auch weil es keine verbindlichen Arbeitsmethoden gibt. Die werden erst aus der Praxis der Büros entwickelt. Im Süden der Kernzone des Ruhrgebietes liegt die kleine Industriestadt Hat-

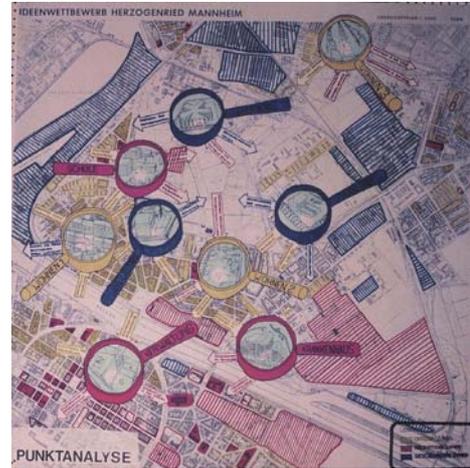
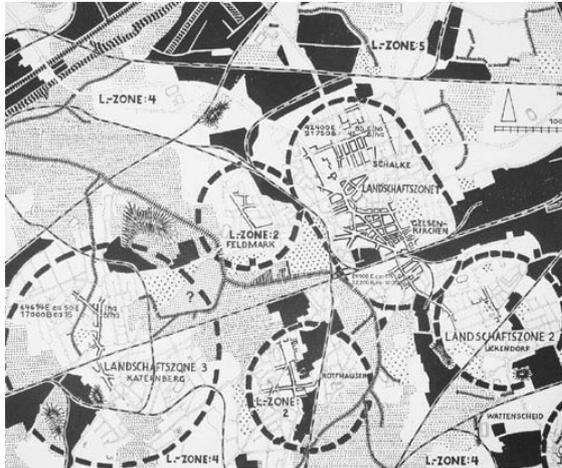
tingen. Die kommunale Neuordnung vergrößerte die Gemeindefläche um ein Mehrfaches, allerdings mit ehemaligen ländlichen Gemeinden mit völlig anderen Problemstellungen. Der Krise der Stahlwirtschaft wird die Krise des ländlichen Raumes zugeordnet. Wir arbeiten mit neu verfügbaren Informationsquellen, können einen speziellen Fragebogen in die damals durchgeführte Volkszählung einführen, arbeiten mit den statistischen Auswertungen der Luftbildbefliegung. Wir versuchen die widersprüchlichen Raumanforderungen zwischen Landwirtschaft und Massentourismus in einem komplizierten Funktionsmodell zu entschlüsseln und erschließen das landschaftsarchitektonische Raumpotential in gezeichneten Landschaftsbild-Analysen. Wir stellen alternative Entwicklungsszenarien zur Debatte und werden schließlich vom Stadtdirektor in unserem Partizipations-Eifer ausgebremst, weil wir die Entwicklungsszenarien in den Schulen diskutieren wollen.

Wir arbeiten zeitgleich an Studien zur kommunalen Altenversorgung, zur Naturparkplanung, zu Standortplanungen für die neu zu gründenden Universitäten im Ruhrgebiet und schließlich an Entwicklungsszenarien für die Raumstruktur der Verdichtungsregion Rhein-Ruhr. Aber begleitend dazu immer auch an den Aufgaben aus der Objektplanung. Über Wettbewerbe kommen wir an die Aufgaben, die den Bestand des Büros

sichern. Sie haben über diese Funktion hinaus aber noch die weitere wichtige Bedeutung, Schulungsfeld für die Qualifikation der Mitarbeiter zu sein und für die Außenwirkung in der Konkurrenz um Ideen und Konzepte zu sorgen. Wettbewerbe werden Anlass zum konsequenten Nachdenken über Problemstellungen, die wir in Planungsaufträgen häufiger mit verkürzenden Antworten bearbeiten mussten. In Wettbewerben mussten wir uns nicht mit den vorgegebenen Zielsetzungen identifizieren. So verweigerten wir die ästhetische Organisation eines falschen Programms und formulierten Alternativen.

Manchmal brauchten wir die polemische Ausdrucksweise in Zeichnung und Text, um überhaupt ernst genommen zu werden. Dann nannte man uns "Weltverbesserer".

Wir studierten intensiv die Beziehung von Arbeit und Freizeit, lasen Habermas und Adorno und dachten über die Effektivität des Bildungswesens mit den Anregungen von Hartmut von Hentig nach. Wir interessierten uns für das Zusammenwirken von Raumstrukturen und sozialen Gefügen und entwickelten Methoden zur typologischen Erfassung von Stadtquartieren, wobei uns die Methodenlehre des Landschaftsökologen Ernst Neef eine wichtige Hilfestellung wurde. Die Ergebnisse dieser Wettbewerbs-Schulungen wirkten zurück auf die Entwicklung von Arbeitsmethoden im Büro. Außerhalb entwickelte



Der kritische Blick des interdisziplinären Teams bezieht sich auf die Komplexität der Stadt, bevor die Gestaltung von Teilaufgaben behandelt wird. Daraus entwickelte sich eine Methodenlehre zur Siedlungstypologie

sich ein Interesse der Hochschulen an der Arbeitsweise unseres Büros.

1969 erhielt ich einen ersten Lehrauftrag an der Hochschule für bildende Künste in Kassel zum Thema Freizeitplanung und Regionalentwicklung. Seit 1972 arbeitete ich schließlich als Fachhochschullehrer im Fachbereich Architektur an der neu gegründeten Fachhochschule in Dortmund. Ich betreute regelmäßig Seminare zum Thema ökologische Grundlagen der Stadtentwicklungsplanung, Freiraumplanung als kommunale Infrastrukturplanung und Landschaftsarchitektur im Kontext von Bauaufgaben.

Die 70er Jahre waren bestimmt durch die Reaktion auf die ersten großen Nachkriegskrisen, auf die 67er Energiekrise, die daraus resultierenden Stahlkrisen. Langsam setzen sich die Sorgen um eine weltweite Umweltkrise durch. Es ist die Zeit der großen staatlichen Steuerungsprogramme: der Investitionen in die Erneuerung des Bildungswesens und der Verkehrsstrukturen. Daher die vorher genannten Planungen zu den Raumordnungsaufgaben, daher auch die neuen Arbeitsfelder, die mit der Neugründung von Hochschulen und Forschungsinstituten verbunden waren. Das Ruhrgebiet war von diesen Krisen besonders intensiv betroffen, die traditionelle Basis

von Kohle und Stahl war erschüttert und ein tiefgreifender Strukturwandel nicht mehr aufzuhalten. Diese Situation führte zu massiven Widersprüchen auf der Ebene der Stadtquartiere.

An der FH Dortmund bezogen wir uns auf diesen Problemzusammenhang und arbeiteten an der Zukunft der Bergarbeiter-Kolonien, einer typischen Siedlungs- und Lebensform des Ruhrgebietes. Dieses Thema war ein idealtypisches Konfliktfeld und deshalb geeignet, eine konsequente Organisation des projektorientierten Studierens durchzusetzen. Es verlangte die verbindliche Zusammenführung der Qualifikationen der beteiligten Disziplinen, erforderte die Konzentration der Arbeitskraft der Lehrenden und der ca. siebzig Studenten. Es wurde von außen gestützt durch eine zuverlässige Kooperation mit den Mieterinitiativen und den regional organisierten akademischen Beratergruppen. Die Komplexität der Aufgabe ermöglichte ein breit angelegtes Qualifikationsprofil von der Bauinstandsetzung über die Denkmalpflege bis zur Bauwirtschaft und Stadtentwicklung. Jörn Jannsen sorgte für die theoretische Fundierung des gemeinsamen Vorhabens.

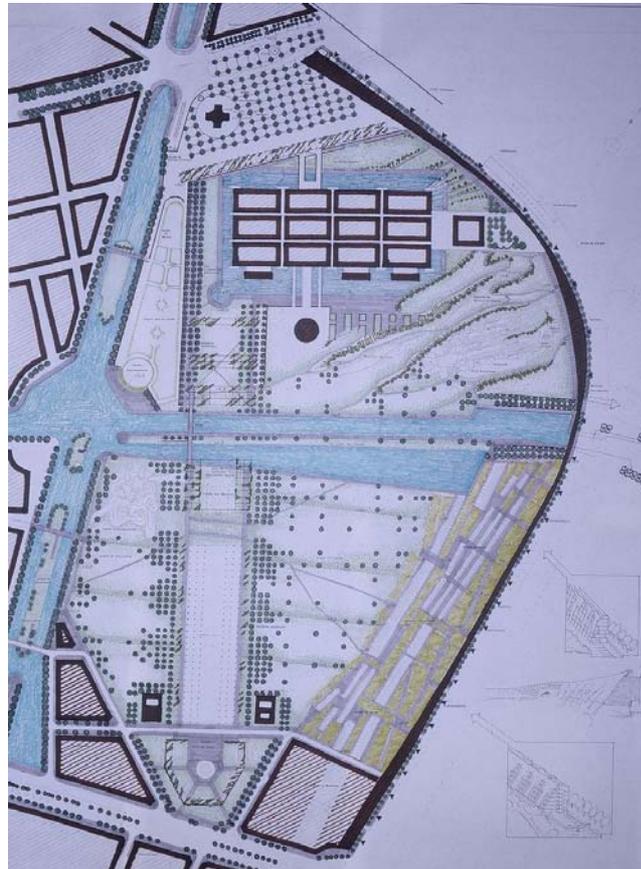
Es war eine gute Zeit eines Neu-Anfangs für einen Studiengang, wie an vielen anderen Reformhochschulen in der Bundesrepublik, gestärkt durch die Intensität der Mitarbeit aller Beteiligten und voller Hoffnungen auf bessere Studienmodelle.

In Kassel hatte sich inzwischen aus den Vorgängerschulen die Gesamthochschule Kassel entwickelt und einen Fachbereich Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung gebildet. Das war ja nun genau das Arbeitsfeld, in dem ich arbeitsfähig war und mit meinem Wechsel an die GHK 1976 suchte ich einerseits das breitere Spektrum an Ausbildungsgängen und andererseits eine stärkere Konzentration auf meine ursprünglichen Qualifikationen als Landschaftsplaner in der Kooperation mit anderen Kollegen des gleichen Fachgebietes. Und schließlich hatte Kassel einen guten Ruf als Reformmodell für das Projektstudium, mit dem ich in Dortmund gute Erfahrungen gemacht hatte.

Der Anfang in Kassel war noch beeinflusst von dem Anschlag der Reformanstrengungen der frühen 70er Jahre, aber die Studentengenerationen der Aufbruchsphase waren schon mit ihren Diplomarbeiten befasst. Solange der Fachbereich klein war, gelang es noch, Projekte gemeinsam zu diskutieren, in den Exkursionen die Disziplinen zusammenzuführen und das kritische Potential zu bündeln, zuletzt in der Auseinandersetzung mit der Bundesgartenschau, die 1981 in Kassel stattfand.

Aber immer stärker verlagerte sich das Interesse der Lehrenden auf ihre jeweilige Disziplin, die sie wegen fehlender Ausstattung mit wissenschaftlichen Bediensteten in der Regel als Einzel-

Die Wettbewerbsaufgabe zum Park Villette in Paris (19) regte dazu an, Stadterneuerung nicht als kleinteilige Reparatur, sondern als Großprojekt zu begreifen und den Dialog mit der Kunst wieder aufzunehmen.



person vertreten. Es kommt zur Trennung in zwei Fachbereiche, aber die eigentlichen Parzellierungen sind aus ideologischen Grenzziehungen entwickelt und verlaufen quer zu den Fachbereichen, Passierscheine werden nicht ausgegeben.

Aber auch außerhalb der Hochschule geht es um Differenzierung und Konsolidierung der engeren fachlichen Bezirke. Es ist die Zeit der Etablierung der unterschiedlichsten autonom agierenden Fachplanungen. Der in den 70er Jahren begonnene Prozess der Verrechtlichung des Berufes schreitet weiter voran. Mit der Einführung der Umweltbewertungsverfahren und daraus abgeleiteter Ausgleichsplanungen entwickeln sich bürokratische Institutionen. Die Landschaftsplanung - bis dahin noch als eine geschlossene Berufsgruppe aufgetreten - sortiert sich in zwei gelegentlich feindlich gestimmte Lager. Während die Landschaftsarchitekten weiterhin der Tradition der Gartenkultur folgend am Projekt der "Weltverbesserung" arbeiten wollen, haben die Landschaftsplaner jede Perspektive aufgegeben und sind mit der Verteidigung des Bestehenden befasst.

Es ist kennzeichnend für die 80er Jahre, dass die komplexen Zusammenhänge so zergliedert werden, dass sie von Expertengruppen bearbeitet werden können. Partizipation ist nun nicht mehr die konkrete Arbeit der Planer mit denjenigen, die von Planungsprozessen betroffen sind,

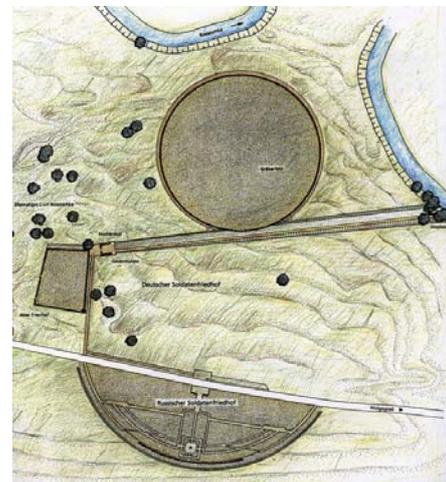
sondern eine Art akademisches Quartett, bei dem von ausgebildeten Experten die Sinnzusammenhänge auf Fragebögen zerfleddert, auf Tafeln aufgeschrieben und auf Zetteln so sortiert werden, dass am Ende das Ergebnis folgenlos in der Tageszeitung publiziert werden kann.

Die stärkere Besinnung auf die Einzeldisziplinen führte nahe liegend zu größeren Forschungsaktivitäten. Daraus ergaben sich themenbezogene Kooperationen. Mit Rainer Meyfahrt arbeitete ich an einer typischen Fragestellung dieses Zeitraumes: Wie lassen sich in Innenstädten freiraumplanerische Konzepte gleichberechtigt zu anderen Raumansprüchen durchsetzen? Welche Rechts- und Finanzierungsinstrumente müssen entwickelt werden? Welche kommunalpolitischen Organisationsformen sind geeignet, Ziele zur Freiraumentwicklung zu fördern? Sie sehen, eine Forschungsfrage, die sich aus der Konkurrenz fraktionierter Teilinteressen ergeben hatte.

Andere Forschungsinteressen bezogen sich auf die Geschichte des Berufsstandes. Mit Heiðrun Hubenthal und Michael Wilkens sammelten wir Material über einen ungewöhnlichen Landschaftsarchitekten der 20er Jahre, Leberecht Miggé. Dessen Lebenswerk konnten wir in einer Ausstellung und in einem Katalog anlässlich der Bundesgartenschau veröffentlichen. Das war deshalb wichtig, weil er wie kein anderer quer zu den

Rossoschka/Russland

Aus der Mitwirkung im Gestaltungsbeirat des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge entwickelte sich nach einem Wettbewerb eine verantwortungsvolle Bauaufgabe. Dabei mussten die Belastungen aus der Geschichte der deutschen Kriegerdenkmäler verarbeitet werden. Die Potentiale der Steppenlandschaft, die Monumentalität der Aufgabenstellung und die eingeschränkten Möglichkeiten der Baudurchführung mussten im Dialog mit den russischen Partnern zu einem angemessenen Maßstab geführt werden.



Fachrichtungen als Gartenarchitekt, Stadthygieniker und Wohnungswirtschaftler alternative Stadtmodelle auf der Grundlage intensiver Gartenkultur propagierte und durchsetzte.

Später folgte eine Mitarbeit an einem Katalog für eine Ausstellung über Martin Wagner, an dem mich der Zusammenhang zwischen Freiraumentwicklung und Sozialpolitik interessierte. Weitere Forschungsarbeiten im Zusammenhang mit der Geschichte des Berufsstandes bezogen sich auf Fritz Schuhmachers Hamburger Stadtpark und später, in Zusammenarbeit mit Urs

Kohlbreuner, eine Auseinandersetzung mit der Potsdamer Schlösserlandschaft.

Es wird aufgefallen sein, dass ich auf diesem Stück Weg seit meiner Tätigkeit an der Hochschule keine Entwurfsarbeiten vorstelle. Mit dem Wechsel an den Arbeitsplatz an der Hochschule hatte ich zunächst jede externe Tätigkeit beendet. Aber nachdem Peter Latz Mitte der 80er Jahre Kassel verlassen hatte und seine Nachfolge, wie immer an unserem Fachbereich, lange Zeit brauchte, wurde ich daran erinnert, dass ich bei meinen Berufungsverhandlungen zugesagt hatte,



Unterneustadt Kassel

Von ersten Testentwürfen bis zum Design der Bodenbeläge im öffentlichen Raum wurde der Wiederaufbau der Unterneustadt in Kassel begleitet.



auch in der Entwurfslehre zu arbeiten, wenn es erforderlich wäre.

Ohne eigene Entwurfspraxis ist eine Lehre nicht lange möglich. Am Anfang der 80er Jahre hatte ich an dem europaweit beachteten Wettbewerb zum Park Villette gearbeitet. Anlass war eine Anfrage von zwei Bildhauern, die einen Kooperanten aus der Landschaftsarchitektur suchten. Michael Wilkens unterstützte uns mit stadtarchitektonischen Vorschlägen. Die Arbeit am Park Villette beeinflusste mein Interesse an Skulpturen im Außenraum. Ich besuchte häufiger die Galerie Falazik in Neuenkirchen sowie die Skulpturen-Ausstellungen in Münster und in Antwerpen.

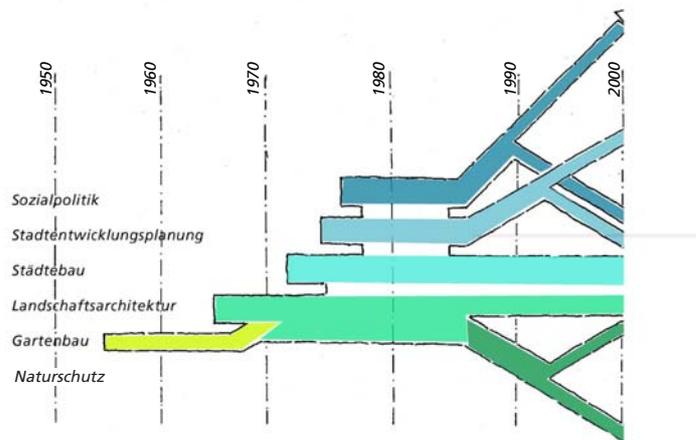
Seit Mitte der 80er Jahre folgte eine langjährige, für mich fruchtbare Kooperation mit Urs Kohlbrenner an verschiedensten Themen im Zusammenhang mit Fragen der Stadterneuerung im eng gewordenen Westberlin. An der Arbeit mit Urs Kohlbrenner konnte ich lernen, was kritische Praxis heißt. Der Erfolg der Arbeit wird eben nicht an der Konsequenz der erarbeiteten Zeichnungen und Texte gemessen, sondern am gebauten Ergebnis bzw. den ausgelösten Entwicklungsprozessen. In der Planergemeinschaft traf ich wieder auf das Team der verschiedenen Disziplinen, die in den Projekten zusammengeführt wurden. Wobei die Landschaftsarchitekten eher als

die Stadtplaner geeignet waren, räumliche Konkretisierungen vorzuschlagen.

Die 90er Jahre eröffnen in mehrfacher Beziehung neue Entwicklungsperspektiven für die Landschaftsarchitektur. Garten und Landschaft werden in großem Umfang Bestandteil kultureller Initiativen und nunmehr nicht mehr nur als soziales und hygienisches Potential gesehen, sondern auch im Zusammenhang mit ihren ästhetischen Erscheinungen. Sie werden eingebunden in künstlerische Projekte und werden zum Gegenstand philosophischer Diskurse. Mit den beiden Zeitschriften *Topos* und *Gartenkunst* wird regelmäßig über aktuelle Projekte der Gartenkunst und Gartengeschichte in Europa berichtet.

Dieser Bedeutungszuwachs des Freiraums vermittelt ihm auch ein größeres Gewicht bei der Realisierung von Bauinvestitionen. Planungsaufgaben werden verstärkt seit der Wende von privaten Akteuren vorangetrieben und das gilt nicht nur für die Durchführung von Bauvolumen, sondern in gleicher Weise für die vorbereitenden Planungen. Diese unmittelbare Verknüpfung von Objektplanung und Entwicklungsplanung macht das erneute Zusammenrücken der Planungsdisziplinen erforderlich.

Am Fachbereich beginnt Gustav Lange seine Lehrtätigkeit. Mit großem Erfolg gelingt es ihm, Gruppen von Studenten wieder stärker in



Entwicklung des Berufsfeldes

Entwurfsaufgaben einzubeziehen. Zu spät und zu wenig intensiv versuchen wir zu dritt (Prinz, Lange und v. Reuß) die notwendige Koordination der Lehrgebiete in der Landschaftsarchitektur voranzutreiben und sie stärker an die Architektur anzubinden.

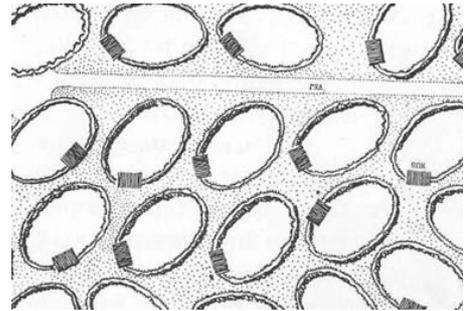
Mit dem Beginn der 90er Jahre habe ich mit meiner Büro-Partnerin Regina Riedel ein Projektbüro für Aufgaben der 'Stadtlandschaft' gegründet. Ich verstehe es als einen aus der Universität ausgelagerten Lernort, in dem die Studenten an aktuellen Aufgabenstellungen mit uns gemeinsam lernen können. Das Büro ist überhaupt nur möglich, weil ich von zwei Seiten Unterstützung fand, von Regina Riedel, die für die Kontinuität in der Realisierung von Projekten sorgt und von Jochem Jourdan, der unsere Mitarbeit an Projekten von der Bauplanung bis zur Regionalplanung

immer wieder herausfordert. Für meine Arbeit in der Entwurfslehre war diese eigene Praxis notwendig. Den Prozess von der ersten Skizze bis zum realisierten Projekt muss man aus eigener Erfahrung ableiten.

Ich habe mit dem Kiefernwald vor der Tür meines Elternhauses begonnen. Er diente mir als Hintergrund, um Gartenkultur als ein Prinzip für nachhaltige und wünschbare Veränderung zu erläutern. Ich möchte mit dem Olivenhain enden, der heute vor meiner Tür wächst. Der Kiefernwald stand als Beispiel für eine wenig entwickelte Kulturlandschaft, der Olivenhain ist sein Gegenbild, sozusagen in Natur verwandelte menschliche Arbeitskraft. Dem Kiefernwald kann man sich entgegenstellen, in den Olivenhain will man sich einordnen. Vielleicht ist diese Sichtweise aber auch eine Frage fortgeschrittenen Alters.

Notizen eines Reisenden¹

Tobias Mann



Während meiner Gärtnerlehre in Stuttgart kam mir ein kleines Buch des dänischen Landschaftsarchitekten C.Th. Sørensen in die Hände. Das Buch trägt den Titel: „39 Gartenpläne für ein Stück Land“. Darin werden für ein gedachtes Grundstück von 675 m² insgesamt 39 verschiedene Gartenentwürfe in Plan, Text und Stimmungsbildern dargestellt, die eindrucksvoll zeigen, wie mit Pflanze, Stein und Wasser spannungsvolle Räume geschaffen werden können. Dabei fällt ein skulpturaler Ansatz im Umgang mit Pflanzen auf, der vielen gärtnerischen Herangehensweisen, die eher „begrünen“, konträr gegenübersteht. Dieses Buch faszinierte mich so nachhaltig, dass es mit dazu beigetragen hat, mich für den Beruf des Landschaftsarchitekten zu entscheiden.

Ich erzähle diese Geschichte, weil ich viele Jahre später bei meinem Aufbaustudium hier in Kassel mit einem Schüler von C. Th. Sørensen zusammenkam. In einem Seminar an der Uni Kassel traf ich auf Gustav Lange, der von seinem Studium an der Kunstakademie in Kopenhagen er-

zählte und Projekte von dem bis 1963 dort tätigen Professor für Landschaftsarchitektur, C. Th. Sørensen, vorstellte. Als er auf das Buch über die 39 Gartenpläne zu sprechen kam, schloss sich für mich ein Kreis. Die Botschaft war klar: Die pflegende Hand des Gärtners ist immer ein Eingriff in die Dynamik der Natur, und damit ist eine kulturelle, ja eine künstlerische Auseinandersetzung mit dem Raum von Nöten.

Während meiner Tätigkeit als wissenschaftlicher Bediensteter begleitete ich zahlreiche Exkursionen mit Gustav Lange quer durch Europa. Immer stand die Auseinandersetzung zwischen Natur und Kultur im Mittelpunkt. Einer der Wege führte uns nach Rom. Natürlich wurden so klassische Beispiele der Renaissance wie die Gärten der Villa d'Este in Tivoli, die Villa Aldobrandini in

1

*Dieser Vortrag wurde frei gehalten.
Deshalb ist diese Aufzeichnung keine
wörtliche Wiedergabe, sondern nachträglich
von Tobias Mann schriftlich festgehalten.*

Foto: Kleingarten Naerum Dänemark

Frascati oder die Gärten der Villa Lante in Bagnaia studiert. Einer der aufgesuchten Gärten fiel jedoch aus dem Rahmen: der heilige Wald von Bomarzo. Dieser Ort mit seinen überdimensionalen, aus Stein gehauenen Wesen, hat so eine starke Ausstrahlung, dass jedes Jahr Tausende von Touristen über den heiligen Hain herfallen. Zu leicht ordnet man sich den Touristenströmen unter und verliert dabei den Blick auf das Wesentliche. Ganz anders die Erfahrungen, mit Gustav Lange zu reisen. Nachdem wir mit einem öffentlichen Überland-Bus das kleine, nördlich von Rom liegende Städtchen Bomarzo erreicht hatten und ich, den Zeitplan im Kopf, gleich zum Parkeingang eilte, bog Gustav Lange, zu meinem anfänglichen Ärgernis, links ab. Der Weg führte über eine kleine Lichtung an Gärten vorbei zu einer Hangkante zwischen Stadt und Landschaft.

Plötzlich stehen wir unvermittelt in einer aus Tuffstein gehauenen Höhle mit weitem Blick in die Landschaft. Es stehen dort ein aus selbigem Stein gehauener Tisch und Sitze und wir verweilen. So ähnlich durfte man sich die Orte vorstellen, welche den Etruskern als Behausung dienten. Der poröse Stein ermöglichte es, tiefe Höhlen in den Berg zu hauen. Später, bevor die Römer fast alles zerstört und geplündert hatten, bauten die Etrusker ihre Häuser aus Holz; im Gegensatz zu ihren Totenstädten, die ebenfalls auf einer Anhöhe in Stein gebaut wurden. Dazwi-

schen lag immer ein Tal – der Übergang zwischen den Lebenden und den Toten. Genau eine solche Tal-Lage zwischen den Welten suchte sich Orsini für seinen „Heiligen Wald“ aus. Die inhaltliche Auseinandersetzung zielte hier nicht auf die „prunkvolle Welt der Kardinäle“, sondern spiegelte den kritischen Blick eines Denkers und Philosophen.

Erst nach dieser Erkenntnis suchten wir also die Eintrittskasse des Parks auf, und keiner der vielen Touristen konnte uns auf der Suche nach dem Wesen dieses Waldes mehr behindern. Das Verlassen der touristischen „Trampelpfade“, und ich meine auch jene der Landschaftsarchitekten und Architekten, sind wichtige Qualitäten, die ich hier gelernt habe.

In den vergangenen zwei Semestern habe ich die Aufgabe und Chance bekommen, diese Erfahrungen hier an der Universität weiterzuvermitteln. Es lag auf der Hand, eine Exkursion anzubieten. Ich wählte Venedig aus. Viele fragten etwas ungläubig: „Eine ganze Woche nur nach Venedig?“ oder „Was kann man denn als zukünftiger Landschaftsarchitekt in Venedig überhaupt sehen?“. Die 22 Studierenden, die sich auf das Abenteuer Venedig eingelassen haben, sind nach dieser Reise nicht mehr die Alten. Ohne Fotoapparat oder Digitalkamera, lediglich mit dem Zeichenstift in der Hand, zogen sie los, um Platzräume zu analysieren. Eine Entwurfsaufgabe an ei-



Der heilige Wald des Orsini



Venedig ist ein Fisch

ner spannenden Stelle Venedigs forderte die Studenten heraus, ihre persönliche Haltung gegenüber dieser Stadt zu formulieren. Diese Herausforderung veränderte die Studierenden, das Gesehene wurde reflektiert, der Blick des konsumierenden Touristen verwandelte sich in den Blick eines kritischen und kreativen Planers.

Die Stadt Venedig ist in meinen Augen die absolute Verdichtung von Landschaft. Millionen von Baumstämmen – ein toter Wald – tragen die Stadt. Jeder Quadratmeter Stadtraum, ob Gebäude, Campi, Gasse, Hof oder Garten, ist der Lagune abgerungen. Das Entscheidende ist dabei, dass der Stadtraum die Geschwindigkeit der Stadt vorgibt. Im Verhältnis zu anderen Metropolen der Welt ist Venedig eine sehr „langsame Stadt“. Dies wird ein Grund dafür sein, dass jährlich über 15 Millionen Touristen diese Stadt überschwemmen.

Die erwähnten Beispiele zeigen, wie wichtig das Reisen für den Planer ist. Die unmittelbare Erfahrung vor Ort, das Sehen lernen, das Aufspüren von Geschichten eines Landschafts- oder Stadtraumes ist für die Handlungsfähigkeit des Planenden unentbehrlich. Nur so kann sich aus meiner Sicht ein kritisches und ganzheitliches Denken entwickeln. Es geht dabei ja nicht um die Frage, ob etwas rund, eckig oder elliptisch ist, sondern um das Erarbeiten einer Haltung zu dem jeweiligen spezifischen Ort. Das Ziel der Ausbil-

dung ist eben nicht ein festgelegtes Berufsbild, sondern die Vermittlung von Fähigkeiten und Kenntnissen und dabei ist die Grenze zwischen Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung zu überwinden.

Die drei Professoren, die heute verabschiedet werden, haben vielen Studenten die Augen geöffnet und ihnen Räume erschlossen, von deren Existenz diese nichts ahnten. Ich selbst durfte dies am eigenen Leib erfahren. Absolventen dieser Hochschule haben in diesem Semester im Rahmen der Werkstattberichte über ihren Weg nach der Hochschule berichtet. Die Berichte waren sehr unterschiedlich, aber alle von großer Leidenschaft geprägt. Das ist, denke ich, das Wesentliche: die Möglichkeit der individuellen Entfaltung. Gustav Lange, Jürgen von Reuß und Peter Prinz rechne ich hoch an, dass sie nicht eine Furche gezogen haben, in die die „Pflänzchen“ gesetzt wurden, sondern dass Türen geöffnet wurden, gleichzeitig mit dem Gefühl, dass dahinter noch weitere Türen und Räume zu entdecken sind. Euch „Türstehern“ danke ich im Namen aller Absolventen für eure Arbeit. Der Hochschule wünsche ich für die Zukunft viele solcher Türsteher und viele Studierende, die neugierig forschend weitere Räume entdecken.

Dipl. Ing. Tobias Mann lehrt als Vertretungsprofessor im Fachgebiet Landschaftsarchitektur an der Universität Kassel.



Prof. Gustav Lange lehrte von 1989 bis 2002 als Landschaftsarchitekt an der Universität Kassel.

Wegbeschreibung

Wegbeschreibungen haben etwas mit „wissen, wo es lang geht“ zu tun. Davon kann bei mir überhaupt keine Rede sein. Es war mir meistens wichtiger, ein neues Problem zu entdecken, als für ein altes eine Lösung anzubieten. Hauptsächlich habe ich mein Leben mit Zufällen und deren Folgen verbracht. Ich denke öfters darüber nach, ob die Geschichte des Zufalls wird geschrieben werden können. Konkret an der Stelle, wo er in das einzelne Leben niederfährt, wo er sich nur bei den Vorbereiteten niederlässt, und dort nur kurz, weil alle Art Dauer den Zufall verwandelt und ihn mit der Erinnerung und dem Zukunfts-traum in Verbindung setzt.

Der erste, für Sie vielleicht interessante Zufall in meinem Leben war, als ich ungefähr siebzehn war und alle vorgeplanten Wege sich so verheddert hatten, dass in der nächsten und entferntesten Verwandtschaft nach einem Ausweg gesucht wurde und ich zufällig ein Bild vor Augen bekam (ich war vielleicht reif dafür), an dessen Verwirklichung ich bis heute arbeite. In diesem inneren Bild sah ich mich in einem blühenden Garten stehen und eine Rose mit einem Bastfaden an einen Stock binden, damit sie nicht abbricht. Das war der Beginn einer langen Wanderschaft, die mich damals bis Zürich führte, wo mir von einem Betrieb in Stuttgart berichtet wurde, bei dem alle gärtnerischen Dinge für mich idealtypisch zusammenliefen.

Es gab dort in Stuttgart-Möhringen eine Baumschule, eine Staudengärtnerei, einen Steinmetzbetrieb und ein Entwurfsbüro, in dem die Pläne für die Landschaftsgärten entworfen wurden, die dann von uns gebaut wurden. Auch hier liefen alle Linien in einem schier unlösbaren Knoten zusammen, für dessen Auflösung zufällig der richtige Code sich anbot und der dann auf einmal ganz leicht zu bedienen war.

Der Code hieß "Hermann Mattern", der ein Freund des Stuttgarter Gartenplaners Adolf Haack war und dessen Sohn in Kassel an der Kunstakademie bei Mattern studierte. Alles war

auf einmal klar, bis auf die Aufnahmeprüfung in Kassel. Da saßen an die dreißig junge Leute, viele in schwarzen Rollkragenpullovern, die Haare nach vorne gekämmt und wichtig und kenntnisreich dreinschauend. Ich konnte mit den Schwielen an den Händen kaum den Bleistift halten.

Bis heute ist mir nicht klar, nach welchen Kriterien die Auswahlkommission, in der so bekannte Kasseler Größen wie Prof. Bode, Prof. Winter und natürlich Hermann Mattern saßen, geurteilt hatte. Egal. Ich war aufgenommen und konnte jetzt auch die Haare nach vorne tragen.

Hermann Mattern

Er war ein großartiger Stauden- und Pflanzenkenner und er war ein Lehrer, der Impulse gab. Einer dieser Impulse war, das Studium als einen Freiraum zu begreifen, Freiraum zwischen festen, hochorganisierten Systemen. Das kommt auch irgendwie, verbal natürlich, an das Wort Freiraumgestaltung heran, als wenn man sich in einem Zustand von großer Freiheit befindet, in dem die Gestaltungsgesetze immer wieder neu definiert werden können. Dabei geht es mir um die Rekombination des Vorhandenen, nicht um neue gestalterische Komplexe, davon haben wir genug.

Es war die Zeit, in der Jack Kerouraks Buch „On The Road“ im Gepäck steckte und Miles Da-

vis „Sketches Of Spain“ in unsere Ohren blies. Wir waren unterwegs im hohen Atlas, in Marokko, in Marrakesch und nach Isfahan in Persien und durchstreiften den hohen Taurus.

Der zweite Impuls kam von einem Garten in Süd-Schweden, Skonen, wo Mattern einer früheren Kollegin aus den Förster-Tagen in Potsdam, Frau Peyron, einen wunderbaren Garten angelegt hatte. Einen Garten zwischen Haus und Landschaft. Hier, wo er die Grenzen aufhob, lieferte er ein großartiges Werk ab. Ich könnte noch viel von Frau Peyron erzählen, von ihrem großen, mit Hecken umpflanzten Staudengarten und den zwei Möpsen, die auf einem seidenen Sofa mit Pralinen gefüttert wurden. Aber das ist hier ja eine Abschiedsveranstaltung und keine Märchenstunde.

Von Zufall soll die Rede sein...

... von reif und offen sein für den Zufall, um dann in dem Moment, wo er eintritt, handlungsfähig zu sein.

Als Mattern nach Berlin an die TU berufen wurde, trafen wir ihn und fragten ihn, wohin wir denn jetzt noch gehen könnten zum Studieren. Da sagte er ganz uneitel wie er war: Es gibt im Moment drei gute Gartenarchitekten, Burle Marx in Argentinien, C. Th. Sørensen in Dänemark und mich, Hermann Mattern, hier in Deutschland. Da



Die Kleingartenanlage von C. Th. Sørensen

haben wir uns auf den Weg nach Kopenhagen gemacht, Ulrich Singer und ich, und uns dort in Kopenhagen beworben.

C. Th. Sørensen ist an zwei Projekten zu lesen: Das eine ist die Aarhus Universität. Dort säte er 1934, als die Universität gebaut wurde, Eicheln aus, die über einen langen Pflegeprozess heute zu stattlichen Bäumen herangewachsen sind. Das zweite Projekt ist ein Kleingarten, Kolonihaveverein in Kopenhagen, wo eine wunderbare Komposition von organisierten Gärten und ihren Freiräumen drumherum entstanden ist. Die Anlage ist heute unter nationalen Denkmalschutz gestellt.



Zuletzt berichte ich Ihnen von einem Projekt von mir in Berlin, das als Labyrinth verstanden werden kann. Zufällig wurde ich mit dem Umbau der alten OSRAM-Fabrik beauftragt. Mein Thema hier: Natur in die Stadt bringen. Es war kurz nach der Wende, als die absolut leeren Stadträume um die Osram-Fabrik herum alles beherrschten. Kein Mensch, kein Baum, nur harte Kanten und Straßen, so unsentimental, aber auch schön, wie es nur eben geht.

Einige der wunderbaren Jugendstilfassaden sagten zu mir: "Wenn du hier anfängst zu gärtneren, dann stürzen wir uns auf dich." Sie sagten noch abschließend: "Bursche, denke daran, Begonien sind nur schön auf dem Fensterbrett nebenan, wir ertragen sie hier nicht." Ich habe dann beim Herausgehen beschwichtigend gesagt: „O.k.,o.k.,...aus meiner Sicht ist dieser Stadtteil hochverdichtete Kulturlandschaft.“ Damit gaben sie sich zufrieden, sie verfolgten mich nicht weiter.

Die Umwandlung von einem Industriestandort in ein vielschichtiges Dienstleistungszentrum ließ Werkhöfe übrig, die eine neue funktionale und ästhetische Definition brauchten. Die Lage der Höfe war klar, geometrisch, funktional und vom Straßenraum einsehbar. Die Idee war, ästhetische Verdichtung mit gärtnerischen Mitteln zu erreichen. Jeder der vier Höfe bekam in seiner strategischen Mitte, in die Kreuzung der Sicht-

achsen, einen Stein gestellt, der so groß ist, dass man nicht über ihn schauen kann. Es wird dem Besucher sozusagen ein Stein in den Weg gelegt. Das Labyrinth ist perfekt. Gleichzeitig findet in etwa das statt, was man hier in Kassel persönliche Aneignung nennt. Zu denken ist dabei zum Beispiel an einen gefundenen Stein, draußen vor der Stadt, in den Bergen, am Strand, im Flussbett, in der Wüste. Er wird entdeckt und als schön erkannt.

Man bückt sich, man befühlt ihn mit der Hand, man wiegt ihn in der Hand, wenn es geht steckt man ihn in die Tasche und nimmt ihn mit. Der gefundene Stein kommt in die Stadt als bleibendes Stück Natur, als Erinnerungsstück. Kultur entsteht auf der Schwelle von Erinnerung und Zukunft. Steine brauchen, um sich wohl zu fühlen, den Himmel über sich, um Schönheit zu entfalten und Wasser auf sich, um zu glänzen. Pflanzen siedeln sich auf Steinen an, wenn sie nicht weggeschubbt oder weggegiftet werden. Der Frost lässt Eisberge entstehen, wenn im Winter das Wasser nicht abgedreht wird.

Diese gefundenen, mitgebrachten und aufgestellten Steine in Berlin sind Steine aus Kalk. Sie entstehen, wenn Kalk aus dem Berg vom Regenwasser ausgespült wird und auf Pflanzen fällt. Dort bleibt er haften, wie im sich zusetzenden Wasserhahn. Die Pflanze wächst eine zeitlang weiter, bis sie ganz von Kalk umhüllt ist und

abstirbt. Das ergibt dann die Hohlräume, die Sie im Stein sehen. Der Kalk härtet an der Luft ab und bekommt mit der Zeit unglaubliche Formationen durch Druck und Verkrustung. Es ist ein sich permanent veränderndes, wachsendes Naturgebietsbild.

Ein gewachsener Kalkstein aus den Bergen im nördlichen Slowenien an der österreichischen Grenze. Dort im Steinbruch wurde er mit Seilsägen aus dem Berg gelöst. Herr Schnell, der Landsteinmetz, wie er sich nennt, aus Schwaben, hat die Steine mit vielen Helfern und vorsichtig, mit angehaltener Luft, hergebracht und aufgestellt.

In Berlin aufgestellt, mit einem geschlossenen Wasserkreislauf versehen, wird das tropfende umspülende Kalkwasser den Prozess permanent und mikroskopisch fein weiter betreiben. Eine neue Pflanzenwelt hat sich angesiedelt, sich an der Oberfläche organisiert, Farne und Moose kommen und werden überdeckt. Der Prozess nimmt seinen Lauf. Ein Stein, Wasser und Pflanzen, gleichzeitig groß und mikroskopisch klein,

mitgebracht und angesiedelt in der Stadt. Ich habe versucht, mit den Steinen etwas zu schaffen, das die Grundlage für etwas Bedeutungsloses ist. Etwas, das nicht mit Sinn aufgefüllt ist. Einen Ort für die Natur, die dem Zufall Raum gibt.

Und dies zuletzt: Auf kaiserliche Anordnung war es Pflicht im alten China, dass geistig schaffende Menschen einen Topf mit lebendem Gras auf dem Arbeitstisch stehen haben mussten, um bei ihren Entscheidungen immer ein Stück Natur vor Augen zu haben.

Natur, die Grundlage ihrer Existenz.

*Prof. Peter Prinz lehrte von 1979 bis 2002
an der Universität Kassel.*



Technik im universitären Studiengang Landschaftsarchitektur/Landschaftsplanung

Eine Wegbeschreibung als der Blick zurück auf ein Berufsleben, was heißt das? Was kann eine über 40jährige Berufserfahrung jungen Studenten von heute, mit völlig anderen Lebens- und Arbeitsvorstellungen schon bedeuten oder gar helfen?

Vergleicht man beispielsweise die Zugangsvoraussetzungen zum Studium der Gartenarchitektur an der Hochschule für bildende Künste in Kassel (HbK) damals mit denen von heute, so fällt auf, dass die Praxiserfahrung ein wesentlicher Baustein für den Beginn des Studiums war. Eine mindestens mit „gut“ abgeschlossene Lehre und anschließende zwei bis drei Jahre Gesellenpraxis waren Bedingung. Mir persönlich wurde eine dreijährige Ausbildung zum Landwirt, die ich vor der Lehre als Landschaftsgärtner abschloss, als gleichwertig zur Gesellenzeit angerechnet.

Wer also damals das Studium der Gartenarchitektur an der HbK begann, war in Bezug auf alle Aspekte der einschlägigen handwerklichen Praxis fit.

Demgegenüber kommen heute Abiturienten und Abiturientinnen ohne jegliche praktischen Erfahrungen direkt ins Studium. Sie erschienen mir häufig, zumindest in den ersten Semestern, als Traumtänzer, denen nicht selten die Bodenhaftung fehlte. Im Gegensatz dazu fußten die geistigen Höhenflüge unseres damaligen HbK-Grundstudiums, sei es die Entwicklung des Verständnisses für die Freiheit des Raumes und der Form oder dem Erfassen des Kaleidoskops der Farbenwelt, immer auf der soliden handwerklichen Praxiserfahrung im Umgang mit Erde, Wasser, Pflanzen, Steinen und Jahreszeiten.

Praxis im Kasseler Studiengang

Die BPS I (das erste berufspraktische Semester als Abschluss des Grundstudiums) des bisherigen GhK-Studiums (GhK = Gesamthochschule Kassel, Universität) dauern insgesamt achtzehn Wochen. Sie sind qualitativ bestenfalls eine Schnupperlehre, immerhin aufgewertet durch eine seit ca. zwanzig Jahren methodisch und inhaltlich strukturierte Begleitung als Teil der universitären Lehre. Mit der derzeit vorbereiteten Studienreform wird diese Praxis leider verändert, d.h. individuell und willkürlich auf die Zeit der Se-

mesterferien verzettelt, eine inhaltliche Begleitung entfällt.

Beeinflusst von den sozialen Idealen der 1968/69er Jahre, entwickelte der Studiengang seine stark ausgeprägte sozialwissenschaftliche Ausrichtung, die hier in Kassel nicht selten auch ideologische Züge annahm. Natürlich sind Sozialwissenschaften wichtig, wie die Theorien von Ästhetik und Lebensqualität schlechthin. Aber es sind eben doch nur Teilaspekte, die der Praxis bedürfen, um die Bodenhaftung zu behalten – so wie Tänzer der Bodenberührung bedürfen, um wieder einen Absprung zu finden.

„Technik der Landschaftsarchitektur“ im universitären Studiengang kann inhaltlich niemals einem FH-Studium entsprechen. Als Verantwortlicher für diese Lehrangebote galt mein Bemühen der Sprachfähigkeit zwischen Uni- und FH-Absolventen. Technisch-konstruktives Denken als Kuppelung zum Ingenieurwesen muss auch universitär trainiert werden.

Im HbK-Studiengang wurde ich auf der Basis der Praxiserfahrung zum Garten- u. Landschaftsarchitekten ausgebildet. Ich war über alle Jahre im freien Beruf nur ganz selten direkt mit Bauleitung beschäftigt, sondern so gut wie ausschließlich mit Vorentwurf, Entwurf, und erst sukzessive mit technisch-konstruktiver Planung bis hin zu Projekten nationaler Größenordnung, wie 1968

bis 1972 die Planung der Olympialandschaft in München (im Büro Prof. Grzimek), die Bundesgartenschau 1977 in Stuttgart (Büro Kilpper + Partner, erst angestellt, dann als freier Mitarbeiter).

Immer wieder erlebte ich mit Schrecken, wie sich ohne persönliche Bauleitung Planungen veränderten. Die Gründe liegen im Wesen von Mitarbeitern, in Einflusspositionen von Baubehörden, Gartenämtern, bauleitenden Ingenieuren usw. In sicher guter Absicht wird Planung „praktisch“ und damit nach ihrer Ansicht ökonomisch vereinfacht oder im schlimmsten Fall nach ihrem Gusto „verschönert“. Ich selbst hatte meist nur die „künstlerische Oberleitung“, für die es nach HOAI (Honorarordnung für Architekten und Ingenieure) noch nicht einmal eine präzise Leistungsposition gibt. Meine Reaktion als Planer war, die Ausarbeitung über Vorentwurf und Entwurf hin zu immer exakteren Ausführungsplänen und entsprechenden Werkdetails zu bringen, um „Planungsverbesserern“ auf der Baustelle möglichst wenig Spielraum zu lassen. Wenn dann doch Veränderungen festzustellen waren, wurden Gewerke auch wieder abgerissen - wenn es durchsetzbar war. So erwarb ich bei Baufirmen den Ruf des Detailfetischisten.

Aber nicht nur dieser pragmatische Beweggrund, sondern der Wille, die Entwurfsidee vom „großen Wurf“ bis ins Detail durchzuhalten, ist für mich bester Anspruch von Baukunst. Zumindest für die

Objektplanung folgert daraus, dass der, der das Detail nicht beherrscht, den Bleistift gar nicht erst in die Hand nehmen sollte. Alle Pläne, alle Texte sind Schall und Rauch, wenn sie nicht im Sinne und Anspruch der Entwurfsideen umgesetzt werden können. Das gebaute Objekt ist – wie auch immer – die Realität unserer Lebensräume. Wer als Architekt jedoch die Bauleitung nach HOAI in eigenen Händen hält, kann sich viel Büroarbeit sparen, wenn das Leistungsverzeichnis unter den Aspekten von „Architektur vor Ort“ entsprechende Spielräume lässt - das ist zwar heute kaum mehr möglich, erfordert aber umso mehr die entsprechende Qualifikation.

Die juristisch begründeten anerkannten Regeln der Technik als Technische Vorschriften, DIN-Normen usw. suggerieren die totale Beherrschbarkeit eines Bauprojektes. Selbst im Hochbau mit toten Baustoffen wie Beton, Stahl, Glas usw. sind Spielräume zu den „Regeln der Technik“ nötig, um Baustellen nicht ständig stilllegen zu müssen – dies umso mehr im Landschaftsbau mit Vegetation und Erde als lebendigen Baustoffen und damit erheblich höheren existenziellen Risiken, ganz unabhängig von den Unwägbarkeiten der jahreszeitlichen Einflüsse. Diese notwendigen Spielräume sind kaum studierbar, sie wachsen weitestgehend aus der Praxiserfahrung. Das Argument, dass dafür nach einem Studium immer noch genug Zeit sei, ist dagegen aber

zynisch, weil es fast unvermeidlich äußerst schmerzhaftes Bauchlandungen zur Folge hat. Wer kann sich die heute noch leisten?

Im Jahr 1979 wurde ich für den Lehrstuhl „Technik im Landschaftsbau“ nach Kassel berufen. Mit dem kompromisslosen Wechsel in die Hochschule lösten sich die freiberuflichen Verflechtungen meines Büros in Stuttgart auf. Nach dem ersten Schock, Studenten und Studentinnen ohne jegliche Praxiserfahrung technisch-konstruktive Kriterien des Planens zu lehren, erkannte ich im Laufe der Jahre mit Schrecken, dass mir selbst der Praxis-Boden unter den Füßen entglitt: Ich redete zunehmend von „... damals vor drei, fünf oder zehn Jahren ...“.

Praxisboden

Ich bekam die Chance einer Bestellung als öbv-Sachverständiger (öbv = öffentlich bestellt und vereidigt). Im Auftrag von Gerichten hatte ich Parteienstreit zu allen Gewerken des Landschaftsbaues, vom Privatgarten, Wasseranlagen und Sportplatz bis zur Dachbegrünung, Nachbarschaftsstreit, Sachwert von Vegetation usw. als Vorbereitung für eine richterliche Entscheidung im Rahmen der Beweisfragen zu klären. Damit hatte ich den Daumen wieder am Puls alltäglicher Praxis. Wer sich auf eine solche Bestellung einlässt, muss in Abständen von vier Jahren nachweisen, dass er auf dem neuesten Stand des

Wissens ist. Dazu bietet die Arbeitsgemeinschaft für Sachverständige (AGS) Seminare von Spezialisten für z.B. Wegebau und Bodenmechanik (Prof. Dr. Beier, FH Osnabrück), VTA (Visual Tree Assessment, Prof. Dr. C. Mattheck, Forschungszentrum Karlsruhe), Sportplatzbau, Dachbegrünung usw. an. Für die Weiterentwicklung meines eigenen Fachwissens – und damit der entsprechenden Lehrangebote in Kassel – habe ich die „öbv-Arbeit“ als besonders motivierend empfunden.

Da die „Technik im Landschaftsbau“ in unserem Studiengang noch nicht einmal als Ingenieurbio-logie besondere Resonanz genoss, übernahm ich Aufgaben als „ghost-writer“ für ein freiberufliches Büro in Kassel (Schwarzenbarth u. Werner), in dem ich schon als Student einige Mark und Büropraxis erworben hatte. Es handelte sich dabei um landschaftsplanerische Aufträge von Kommunen vor dem Hintergrund von Naturschutzgesetzen, der Bauleitplanungen und landschaftspflegerischer Begleitpläne. Diese Arbeitsbereiche bildeten Schwerpunkte im Studiengang und forderten auch von mir Antworten und Betreuungskompetenz.

Seit etwa sieben Jahren werde ich wieder für Entwurfsplanungen angefragt, z.B. zur Stadtarchitektur des Hochwasserschutzes in Bad Kreuznach. Diese Arbeit führte zu einem Nachfolgeauftrag für Andernach. Neuerdings baten mich

die Architekten Auer + Weber/Behnisch um Mitarbeit zu den Umbauten der olympischen Anlagen in München, zunächst der Sporthalle.

Soweit einige wesentliche Stationen meines planerischen und universitären Berufslebens und daraus folgend meine Empfehlung:

Kümmert Euch um handwerkliche Praxis, zu erfahren am besten als Lehre in einem qualifizierten Betrieb! Der Erfolg eines anschließenden Studiums der Landschaftsarchitektur wird damit auch in der Zukunft ganz entscheidend verbessert. Merkmal eines solchen Lehr-Betriebes sollte heute sein: hochwertige Vegetationstechnik und

insbesondere anspruchsvolle Natursteinverarbeitung, vom guten Betriebsklima einmal abgesehen.

Doch selbst die Summe der Erfahrungen aus praktischer Lehre und Studium allein reichen noch nicht aus für einen guten Planer, eine gute Planerin. Es ist das Wechselspiel von Fachwissen und einer gehörigen Portion Menschenkenntnis, das die Qualität der späteren Planungsfähigkeit und die Zufriedenheit mit dem eigenen Beruf ausmacht. Aber Menschenkenntnis ist letztlich nicht durch verkürzte Studienzeiten zu erwerben.

Auf dem Weg

Christian Heinemann

Lieber Gustav Lange, lieber Peter Prinz, lieber Jürgen von Reuß, sehr geehrte Damen und Herren, liebe Studierende, es fällt mir nicht leicht, nach solch brillanten Reden meiner Vorgänger vor einem solch honorigen Publikum, wie Sie es sind, zu sprechen. Aber ich bemühe mich dennoch, einige Worte anlässlich Eures Abschieds und anlässlich dessen, was „danach“ kommt, zu finden.

Lieber Gustav, lieber Peter, lieber Jürgen, Ihr drei habt einen Teil Eures Lebensweges an der ehemaligen Gesamthochschule und jetzigen Universität Kassel zurückgelegt. Ihr habt viele von uns Studierenden „auf den Weg gebracht“, wie es so schön heißt.

„Auf den Weg gebracht“, damit meine ich Eure Unterstützung, Eure Anregungen, aber auch Eure Kritik, die uns auf das Berufsleben vorbereitet haben. Dafür gebührt Euch Dank, den ich an dieser Stelle stellvertretend für alle Studierenden aussprechen möchte: danke!

Es sind bereits viele Worte gesagt; der Blick zurück ist getan. Ich möchte nach vorne blicken und einen Weg betrachten, der noch von den Studierenden und dem neuen Fachbereich, den ihr zurücklasst, und auch der Universität zu bewältigen ist.

Euer Abschied kommt zu einem Zeitpunkt, der prekärer nicht sein könnte: Es vollzieht sich

ein beschleunigender gesellschaftlicher Wandel, der auch uns hier erfasst. Der neue Fachbereich, die Universität und nicht zuletzt der Berufsstand der Planer befinden sich auf einem Weg, der kaum noch vorauszubestimmen ist. Neue Zeiten brechen an bzw. sind schon angebrochen.

Wie vollzieht sich dieser Wandel, wie stellt sich der status quo dar und was bedeutet das für die Universität Kassel, den Fachbereich 6 und seine Studierenden?

Die Politik ist im Zuge der Globalisierung, Rationalisierung und Technisierung krampfhaft bemüht, die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ökonomischen Zwängen anzupassen. Die Frage, ob sie noch in der Lage ist, Impulse zu setzen, lässt sich nicht mehr wirklich eindeutig beantworten.

Die wirtschaftlich angespannte Situation bestimmt zusehends stärker die politischen Diskussionen und Debatten. Vorstöße gegen Bastionen des Sozialstaates, gegen das Arbeitsrecht, in der Gesundheits- und Bildungspolitik sind längst keine Tabuthemen mehr. Das Thema „Bildung“ wird heiß diskutiert wie selten zuvor.

Nicht erst die Pisa-Studie offenbart Mängel unseres Bildungssystems. Und dennoch stehen Haushaltssperren, Einstellungsstops, Studiengebühren und andere rigide Sparmaßnahmen auf der Tagesordnung. Wir müssen die Frage stellen,

ob es inzwischen die vorrangige Aufgabe unserer Bildungsträger ist, leere Kassen und Mißstände zu verwalten?

Auch das Ansehen und die Lobby von Bildungsträgern, HochschulprofessorInnen, LehrerInnen und Studierenden war nie so schlecht wie heute. Das ist nicht zuletzt auch darauf zurückzuführen, dass das „hohe Gut“ der Bildung sich nicht so einfach monetär bewerten lässt. Aufwendungen für Bildung sind immer Investitionen, deren Früchte erst langfristig zu ernten sind.

Welche Konsequenzen hat diese Entwicklung für die Studierenden?

Die Entwicklung der Gesellschaft wird von einem Wertewandel begleitet, der oft auch als Inflation am Werteimmel bezeichnet wird. Was noch vor 20 Jahren „gut“ war und der Orientierung diene, muss diesem Anspruch heute nicht mehr zwangsläufig gerecht werden.

Im Zuge der Globalisierung haben sich die Werte der Nachkriegszeit und des Wachstumswunders, aber auch der 68er geändert. Industriegesellschaftliche Lebensformen, tradierte Milieus und Solidarstrukturen brechen auf. Somit fallen klare Orientierungshilfen für die Studierenden – und viele andere – weg, während sich jedoch viele neue auch auftun.

Dieser neue Werteimmel ist vielseitig. Es lassen sich aus ihm eine Vielzahl neuer, teilweise

widersprüchlicher Anforderungen ableiten. Er verlangt den Studierenden große Anstrengungen ab, ihren Weg durchs Studium und auch ihren Lebensweg zu gestalten. Die Korridore zur persönlichen und biografischen Entfaltung werden breiter und durchlässiger, weil sie an innerer Geschlossenheit verlieren. Kurzum: Der biografische Weg wird immer seltener gradlinig verlaufen, er wird sich vielmehr kurvenreicher denn je gestalten. Wo jedoch lassen sich Wegemarken für die Studierenden ausmachen, die eine eventuell erforderliche Kurskorrektur anzeigen? Diese Frage bleibt an dieser Stelle unbeantwortet. Jeder von Ihnen kann sich dazu seine eigenen Gedanken machen. Wie äußert sich dieser gesellschaftliche und wirtschaftliche Wandel in der Arbeitswelt der Stadt- und Landschaftsplaner, der Hochbauarchitekten?

Die Baukonjunktur befindet sich in der Phase einer Rezession. Die öffentliche Hand verabschiedet sich als Auftraggeber. Der Wohnungsbau bricht weg bzw. ist vielerorts schon weggebrochen. Bürogebäude stehen massenhaft leer.

Auf diesem engen Markt ist die Konkurrenz innerhalb der planenden Zunft groß und die Vergütung gering, so dass inzwischen auch die Stars der Branche für erschwingliche Honorare jenseits der HOAI arbeiten. Den Rest vom Kuchen teilen sich vielfach architekturresistente Generalunternehmer. Oder aber der Auftraggeber ist so clever

und lobt einen Wettbewerb aus: Entwurf und Planung zum Billigstpreis bei maximaler Ideenvielfalt.

Es verwundert nicht, dass immer mehr Büros ihre Angestellten entlassen oder gar Insolvenz anmelden, was sich in der Arbeitsmarktsituation widerspiegelt. Da in Deutschland dennoch sehr viele Architekten ausgebildet werden – weltweit sogar die meisten – steigt die Zahl der arbeitsuchend gemeldeten Landschafts- und Hochbauarchitekten stetig an. Allein bei den Hochbauarchitekten liegt sie momentan bei 20 %.

Der Berufsanfänger, der eine Festanstellung bekommt, hat das große Los gezogen. Die Regel sind Werkverträge und Tätigkeiten als freie Mitarbeiter oder Praktikanten. Generell vorausgesetzt werden ein hohes Maß an Flexibilität und Leistungsbereitschaft bei relativ geringem Entlohnungsanspruch.

Eine weitere Konsequenz ist die Veränderung des Arbeitsalltags von Berufsanfängern. Die auszuführenden Tätigkeiten sind häufig die eines besseren technischen Zeichners oder des überforderten Sündenbocks in der Bauleitung, was nicht selten auch massive physische und psychische Beeinträchtigungen zur Folge hat. Auch der Weg in die Selbständigkeit ist oft keine wirkliche Alternative. Hier trifft oft das Sprichwort „von der Hand in den Mund leben“ zu. Ab-

gesehen davon bleiben Privatleben und Familie schnell auf der Strecke. Die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen spiegeln sich aber auch draußen auf den Baustellen wider. Folgendes Beispiel verdeutlicht dies:

Ein Auftraggeber entschließt sich zum Bau eines Bürogebäudes. Zusammen mit seinem Finanzberater veranschlagt er 25 Mio. Euro für ein Stück Bürogebäude einschließlich Außenanlagen. Der Finanzierungsplan ist eng gestrickt. Planung und Ausführung des Objekts müssen in zwei Jahren abgewickelt sein. Ab dann muss das Objekt vermietet sein und sich amortisieren, „Geld einbringen“. Das bedeutet für die beauftragten Planer einen hohen Termindruck. Noch vor zehn Jahren stand ihnen für eine vergleichbare Leistung wesentlich mehr Zeit zur Verfügung. Zudem war die Vergütung höher.

Diese Anforderungen werden immer häufiger durch Überstunden der Mitarbeiter, oft unbezahlte, kompensiert. So etwas kann jedoch nicht auf die Dauer funktionieren und so äußern sich diese verschärften Bedingungen des Planens dann spätestens bei der Ausführung. Hier treten die Planungsmängel zutage, die dann das ausführende Gewerbe innerhalb der an sich schon extrem kurzen Ausführungsfristen beheben soll. Die Konsequenz liegt auf der Hand und lässt sich überall beobachten: ein zunehmend hektischeres Treiben auf den Baustellen und in den Büros bis

tief in die Nachtstunden bei sinkender Qualität von Planung und Ausführung. Auf diesen Weg schickt die Universität ihre Absolventen als Berufsanfänger – zumindest die, die „das Glück haben“, eine Anstellung zu bekommen.

Nicht zuletzt auch aufgrund dieser Entwicklung müssen wir die Frage nach der Aufgabe einer Universität stellen.

Eine Universität steht klar in der Verantwortung gegenüber der Gesellschaft und gegenüber den Studierenden. Das muss sich deutlich in ihrem Forschungsauftrag und dem Lehrangebot widerspiegeln. So muss ein Fachbereich Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung u.a. Antworten auf die gesellschaftlichen und ökologischen Herausforderungen unserer Zeit suchen. Jeder einzelne Dozent, aber auch jeder Studierende muss sich dieses immer wieder vergegenwärtigen und von allen Beteiligten, die dies aus den Augen verlieren, einfordern.

Im Rahmen der universitären Ausbildung müssen heute mehr denn je Orientierungshilfen für Studierende angeboten werden, was u.a. über eine stärkere Verzahnung mit der Praxis geleistet werden kann. Die Berufspraktischen Studien hier in Kassel bieten beispielsweise eine solche wichtige Orientierungshilfe. Sie ermöglichen es den Studierenden, ein Minimum an praktischer Berufs- und auch Lebenserfahrung zu

sammeln. Das ist insofern von besonderer Bedeutung, als dass das Gros der Studierenden direkt aus dem behüteten Schoß der Schule ins Studium kommt und nur sehr vage Vorstellungen über das hat, was sie im späteren Berufsleben erwartet. Wie sollen sie dann ein Studium organisieren, welches sie auf ihr späteres Berufsleben vorbereitet? Eine Abschaffung oder Einschränkung der Berufspraktischen Studien zugunsten einer Verkürzung der Studiendauer und der Egalisierung europäischer Studiengänge, so wie es gefordert und diskutiert wird, ist somit äußerst zweifelhaft.

Der neue Fachbereich ASL muss sich die Aufgabe stellen, sein Lehrangebot zu überdenken und inhaltliche Lücken trotz rigider Sparmaßnahmen zu schließen. Für die Landschaftsplaner nenne ich hier beispielhaft die Bereiche Pflanze und Boden, Baurecht und Bautechnik, Ausschreibung und Vergabe. Es darf nicht sein, dass solche elementaren und für den Beruf des Landschaftsarchitekten wichtigen Inhalte derart unterrepräsentiert sind, wie dies im Moment zu beobachten ist. Der ewige Konflikt „Generalist oder Spezialist“ lässt sich nämlich so einfach nicht entscheiden. Auch darf den Studenten nicht der Eindruck vermittelt werden, dass der Entwurf und seine möglichst ausgefeilte Darstellung die einzigen Aufgaben eines Planers sind. Es lässt sich häufig eher das Gegenteil beobachten: Die

Aufgaben der Bauleitung werden den Berufsanfängern übertragen. Und das ist gut so, denn um sinnvoll planen zu können, bedarf es nicht nur der Kreativität eines Planers, sondern auch einer Menge Lebenserfahrung und Selbstreflexion.

Der neue Fachbereich Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung hat die Chance, sich im Rahmen der Zusammenlegung ein neues und überzeugendes Profil zu geben. Dazu müssen die Gräben zwischen den alten Fachbereichen übersprungen, besser noch zugeschüttet werden. Es müssen alle Betroffenen beteiligt werden – Dozenten, Angehörige der Verwaltung, wissenschaftliche Bedienstete und Studierende. Für den Einzelnen bedeutet es, mitunter eigene Interessen zurückzustellen und andere Meinungen zu akzeptieren und mitzutragen. Ich hatte in der Vergangenheit den Eindruck, dass dies mitunter zu Schwierigkeiten geführt hat, was vielleicht auch in der Sache der Natur liegt.

Ich möchte noch einen letzten, aber meines Erachtens wichtigen Punkt ansprechen: die Einbeziehung und Beteiligung der Studierenden bei dem Aufbau und der Profilierung des neuen Fachbereiches und generell bei der Selbstverwaltung der Hochschule.

Wie an vielen anderen Universitäten und Fachhochschulen habe ich hier den Eindruck gewonnen, dass es diesbezüglich eini-

gen Nachholbedarf gibt. Ich bin der Meinung, dass auch die Studierenden Wertvolles zur Klärung vieler wichtiger Fragen beitragen können und auch müssen.

Nicht zuletzt kann die Gremienarbeit der Studenten in erheblichem Maß zur Förderung ihrer sozialen und personalen Kompetenz beitragen. Wie wichtig dies ist, wird spätestens dann klar, wenn man bedenkt, dass es doch genau die Studenten von heute sind, die morgen gesellschaftlich und ökologisch relevante Entscheidungen mit großer Reichweite treffen werden. Die Bewältigung der Herausforderungen unserer Zukunft wird maßgeblich von der beruflichen, personalen und sozialen Kompetenz der Studierenden von heute bestimmt werden. Auch das muss im Lehrauftrag und Alltag einer Universität Berücksichtigung finden und umgesetzt werden. An dieser Stelle möchte ich den leider immer weniger werdenden Studierenden, die sich in den Gremien für studentische und darüber hinausgehende Belange einsetzen, einen Dank aussprechen. Sie verwenden viel Zeit für diese Tätigkeit und ernten oft Ärger und Unverständnis anstelle eines Dankes.

Es bleibt zu wünschen, dass sich dieses ändert. Das setzt jedoch voraus, dass sich die Studienbedingungen nicht derart verschlechtern, dass der Blick rechts und links des Weges unterbleibt. Denn letzten Endes bedeutet Studium mehr als

nur die in der Prüfungsordnung geforderten Leistungen innerhalb der Regelstudienzeit abzuarbeiten. Und nicht zuletzt sind auch die Dozenten gefragt, der Entpolitisierung an den Hochschulen entgegenzuwirken.

Lassen Sie mich zum Schluß kommen:

Nach all der Schwarzmalerei sehe ich trotzdem optimistisch auf den vor uns liegenden Weg. Ich sehe viele neue Chancen und Möglichkeiten, die sich jedem Einzelnen aber auch der Gesellschaft bieten. Ich wünsche der Universität Kassel und ganz besonders dem neuen Fachbereich Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung, dass die Gleichung $12 + 13 = 6$ aufgeht. Der neue Anstrich dieses Gebäudes sollte nicht alles sein, was die Universität und besonders der neue Fachbereich den Studierenden zu bieten hat.

Lieber Gustav, lieber Peter, lieber Jürgen, ob Euer „Ruhestand“ verdient ist oder nicht, das wisst Ihr selbst am besten. Darüber kann ich nur spekulieren. Ist er verdient, dann wünsche ich euch und Euren Familien eine schöne Zeit, Gesundheit und noch viele interessante Begegnungen. Seid Ihr der Meinung, dass Euer Ruhestand noch nicht ganz verdient sei, dann hoffe ich, dass noch viele Studierende hier in Kassel in den Genuss der einen oder anderen Sonderveranstaltung von Euch kommen. Ich denke da an Werkstattberichte, Spaziergänge oder anderes.

Diese Veranstaltungen wären Orientierungsmarken auf dem schwierigen Weg der Studierenden, die Ihr hier zurücklasst. Ich bin gespannt, wie die Entscheidungen ausfallen werden, sage aber dennoch an dieser Stelle noch einmal danke für Eure Wegbegleitung.

Mit den letzten Worten möchte ich noch eine Anmerkung in eigener Sache machen. Bezugnehmend auf den Titel „Auf dem Weg“ möchte ich mich bei Frau Markovski und Frau Förste aus dem Studiensekretariat bedanken. Sie waren nicht nur für mich, sondern auch für viele Studierende vor meiner Zeit und werden es hoffentlich auch noch lange danach sein, wichtige Wegemarken und Richtungszeiger. Wahrscheinlich als Einzige den „Dschungel Universität“ wirklich durchschauende, standen sie immer mit Rat und Tat und vor allem viel Geduld bei allen Fragen zur Seite. Auch ihnen, danke.

Christian Heinemann hat vom Wintersemester 2001 bis zum Wintersemester 2003/2004 am Fachbereich Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung studiert.

